

Unterwegs

DIE ZEITSCHRIFT

DER SAMARITERANSTALTEN

SAMARITERANSTALTEN



Rückblick Erinnerungen Geschichte

Titelthema

Jens C. Franze – Eine Fürstenwalder Geschichte

Gastkommentar

Guido Strohfeldt – Stolpersteine, das Projekt geht weiter!

Geschichten & Geschichte

Anja Röhl – Geschichte der 68-iger im Westen

Eckard Fichtmüller – Kerzen, Gebete, Friedliche Revolution

01 2015

Einblicke

TITELTHEMA

- 4 Jens C. Franze**
Eine Fürstenwalder Geschichte
- 6 Gastkommentar: Guido Strohfeldt**
Museumsleiter Fürstenwalde
- 8 Christophorus-Werkstätten**
- 9 Korczak-Schule**
- 10 Burgdorf-Schule**
- 11 Katharina von Bora-Haus**
- 12 Geschichten & Geschichte**
Geschichte der 68-iger im Westen

MITTENDRIN – DIE BEWOHNERSEITEN

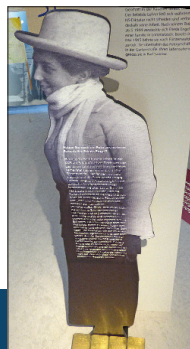
- 15 Frühling / Ostern / Geschichte**
- 18 Aus den Bereichen**
 - Verwaltung
 - Erwachsenenwohnbereiche
- 20 Katharina von Bora-Haus**
- 22 Aus den Bereichen**
 - Haus Posen / Haus Bethanien
- 24 Geschichten & Geschichte**
 - Kerzen, Gebete, Friedliche Revolution
 - Die Belasteten
- 26 Gemeinnützige Aufwind GmbH**
- 27 Mitarbeitervertretung**

UNTERWEGS MIT...

- 30 ... Gabriele Cramer**
Langjährige Mitarbeiterin



4



6



9



15



22



26



30

IMPRESSUM

„Unterwegs“
Die Zeitschrift der Samariteranstalten

Herausgeber:
Samariteranstalten
August-Bebel-Str. 1-4
15517 Fürstenwalde

Geschäftsstelle:
Langewahler Straße 70
15517 Fürstenwalde

Redaktionskreis:
Paul-Gerhardt Voget, Mario Stein,
Petra Kruschinski, Reinhard Weiß,
Sven Sprunghofer, Anja Röhl,
Matthias Luban, Heike Bley,
Anke Lüth, Frank-Michael Würdich
Redaktionskreis „mittendrin“ –
Bewohner der Samariteranstalten

Layout: Petra Kruschinski
Tel.: 03361 / 567-198
p.kruschinski@samariteranstalten.de

Druck: Druckerei Oehme

Spendenkonto:
– Sparkasse Oder-Spree
IBAN: DE 96 1705 5050
3010 1349 66
BIC: WELADED1LOS
– KD-Bank eG
Die Bank für Kirche und Diakonie
IBAN: DE 73 3506 0190
1550 1130 11
BIC: GENODED1DKD

Erinnerung: Unverzichtbar!

Liebe Leserin,
Lieber Leser,

„Wer eine Aufgabe angeht und sieht zurück, der ist nicht geeignet! Erst recht nicht zum Reich Gottes!“ So etwa soll Jesus gesagt haben. Und wir legen Ihnen ein Heft vor, Thema: Rückblick, Erinnerung, Geschichte!? Sie können sicher sein: Wir haben uns das mehr als einmal überlegt, intensiv diskutiert. Dabei wurde schnell klar: Wir wollen nicht einen neuen Versuch unternehmen, die Geschichte der Samariteranstalten zu erzählen.*

Wichtige Impulse möchten wir Ihnen anbieten. Jens C. Franze stellt Ihnen E.H.M. Schenk vor. Anke Lüth berichtet von einem wichtigen Buch, das einen Blick in die nie zu vergessenden Abgründe des Nationalsozialismus wirft. Unmittelbar dazu gehörend und doch grundverschieden die Beiträge von Reinhard Weiß und Guido Strohfeldt. Dann erlauben wir uns zwei persönliche, zugleich ganz und gar unterschiedliche Zeiten und Situationen anzusehen: Zeit und Motivation der sogenannten „68er“ in der alten Bundesrepublik und die tiefen Erfahrungen von 1989 in Fürstenwalde. Ich bin sehr dankbar, dass uns Anja Röhl, Buchautorin und Lehrerin an der Korczak-Schule und Ekkehard Fichtmüller, Superintendent i.R. und langjähriges Mitglied im Vorstand uns ihre Erinnerungen und Erfahrungen zur Verfügung gestellt haben.

Ich kann nicht alles aufzählen. Auch die Berichte aus unserem Alltag kommen nicht zu kurz. Bitte lesen Sie selbst! Ja, diese Ausgabe ist „textlastig“ geworden. Bei diesem Thema meinen wir das gut verantworten zu können.

Warum ein Heft über Geschichte? Weil gerade immer öfter und immer mehr Geschichte nicht nur mit Füßen getreten wird, sondern bewusst zerstört wird! Dass diese menschenverachtenden, geschichtsleugnenden Taten im Namen einer Religion verübt werden, macht dieses unbeschreibliche Handeln besonders schlimm. Denn auch Diakonie ist Handeln mit religiösem Hintergrund. Und – das darf nicht übersehen werden – auch in der Geschichte der Christlichen Kir-

chen gibt es solche dunklen Kapitel, die Conquistatoren in Südamerika, die Kreuzzüge, die Hexenprozesse, der Holocaust. Ja, Erkenntnisse der letzten Jahre zeigen ebenfalls sehr dunkle Kapitel der Diakonie. Hoffentlich haben wir daraus gelernt, lernen daraus.

Lebendiger, christlicher Glaube, so verstehe ich es jedenfalls, trägt dazu bei, dass Gottes Möglichkeiten Raum bekommen. Dazu brauchen wir die Erinnerungen, auch die Erinnerungen, die wir lieber „vergessen“. Wenn wir also eine Aufgabe angehen, wie die, Menschen mit Behinderung ein Zuhause zu bieten, brauchen wir den Blick in unsere Geschichte, brauchen die Erinnerungen. Und leben gerade so auf das Reich Gottes hin.

Ein besonderes Ereignis sei besonders erwähnt: Karfreitag verabschieden wir unser Kreuz aus der Kirche. Es wird einen Platz in einer Kirche in Turgenowo, im Kaliningrader Gebiet finden. Oster-sonntag begrüßen wir den neuen Wandaltar, gemalt von Kindern der Kindertagesstätte und Bewohnern.

Wir haben noch viel vor, gerade weil wir uns erinnern! Gute Ostertage wünscht Ihnen im Namen der Redaktion

Paul-G. Voget
Paul-Gerhardt Voget

* Zur Geschichte der Samariteranstalten:
- A.Kiefer-Hofmann „Die Jacke des Herrn A.“
- Jens C. Franze (Hg) „Die Samariteranstalten Fürstenwalde“



Eine Fürstenwalder Geschichte

Rechtsanwalt und Notar Justizrat Ernst Hermann Max Schenk aus Fürstenwalde

Durch die Mitarbeit an dem Buch „Die Samariteranstalten Fürstenwalde - Eine diakonische Stiftung zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik“ hatte ich das Vergnügen einen Aufsatz zur Satzungsentwicklung der Stiftung „Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree“ zu schreiben. Dabei stellte ich fest, dass die Unterschrift des Stifters Albert Burgdorf auf der Stiftungsurkunde vom 11. Februar 1911 von dem Fürstenwalder Rechtsanwalt und Notar Justizrat Max Schenk beglaubigt wurde.

Max Schenk wirkte so an der „juristischen Geburt“ der Stiftung bürgerlichen Rechts „Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree“ mit.

Man muss wissen: Die Anzahl der Stiftungen ist im Verhältnis zur Anzahl anderer juristischer Personen im Rechtsverkehr (wie z. B. Vereine, Gesellschaften mit beschränkter Haftung) gering. Stiftungen sind eher „Exoten“.

Während meines nun schon länger andauernden Berufslebens hatte ich lediglich in drei Fällen die Ehre, die Gründung einer Stiftung juristisch „von Beginn an“ zu begleiten. Die Erarbeitung der Satzung und die finale Unterschrift des Stifters unter der Stiftungsurkunde wird

daher für jeden stiftungsrechtlich interessierten Juristen ein Höhepunkt seines Berufslebens sein. Es spricht einiges dafür, dass das auch bei Max Schenk so war. Das schließe ich aus dem folgenden Umstand: Max Schenk war ein angesehener Bürger in Fürstenwalde. Trotzdem übernahm er grundsätzlich keine Ehrenämter und trat in keine Partei ein (Quelle: Museum). Aber wie das bei Juristen so ist – kein Grundsatz ohne Ausnahme und die Ausnahme waren die Samariteranstalten: Er gehörte im Jahre 1911 zum Gründungsvorstand der Samariteranstalten. Für mich Grund genug, mich mit dem Leben des Fürstenwalders Max Schenk zu beschäftigen.

Nachfolgend einige Ergebnisse meiner Recherche:

Max Schenk wird am 18.04.1862 in Zechin (früher Kreis Lebus) geboren und am 10.05.1862 evangelisch getauft. Der Eintrag findet sich im Kirchenbuch des evangelischen Pfarramtes Zechin zu 36/1862. Der Vater Carl ist „zweiter Schullehrer“, die Mutter mit den schönen Vornamen Ottilie Pauline Therese ist Hausfrau. Max Schenk hatte zwei ältere Geschwister, die beide den Beruf des Vaters ergreifen und Lehrer werden. Über die Kindheit und Jugend ist wenig, nahezu nichts, bekannt.



Max Schenk studiert Jura an der Universität Breslau. Die Universität in Breslau bestand von 1505 bis 1946. Das rechtfertigt das Adjektiv „altewürdig“. Spätestens seit 1811 existierte an der Universität Breslau eine juristische Fakultät. Wenn man bei Wikipedia die Liste der Hochschullehrer und Alumni liest, so kann man diese getrost als „beeindruckend“ bezeichnen.

Einige Beispiele mit mehr oder weniger bekannten Namen:

Alois Alzheimer - Mediziner
Max Born - Mathematiker, Physiker, Nobelpreisträger
Oskar von Bülow, Professor für Richterrecht und Zivilprozessrecht
Rudolf Karl Bultmann, evangelischer Theologe, Professor für Neues Testament
Robert Wilhelm Bunsen, Professor für Chemie, Erfinder des Bunsenbrenners

Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Dichter und Professor
 Jochen Klepper, Schriftsteller und evangelischer Lieddichter
 Ferdinand Lassalle, Politiker, Schriftsteller und Arbeiterführer
 Theodor Mommsen, Professor, Historiker und Altertumswissenschaftler

Im Jahre 1890 ist Max Schenk bereits Rechtsanwalt und praktiziert in Breslau. Er muss sehr zielstrebig studiert haben. In Breslau wohnt er in der Elsasser-Straße 9a. Am 08.04.1890 kommt es zur Eheschließung mit Elise Fleischmann, geboren am 21.07.1865 in Oppeln (Schlesien).

Um 1900 zog die Familie nach Fürstenwalde und erwarb 1904 das geräumige Hausgrundstück Promenadenstraße 5 mit großem Garten (1.429 qm). Nach Umbenennungen handelt es sich heute um die Dr.-Wilhelm-Külz-Straße 5 in Fürstenwalde.

Im Jahre 1908 wird wegen Max Schenk sogar Kaiser Wilhelm der II. im Park Sanssouci im Neuen Palais tätig. Er ernennet ihn mit einer sehr ansprechend gestalteten Urkunde zum Justizrat.

Über die von Max Schenk bearbeiteten Fälle wissen wir wenig. Es ist allerdings aktenkundig, dass er Mitglied im Gründungsvorstand der Samariteranstalten war und Mitglied des Vorstandes nach-

weislich bis mindestens 1938 – vielleicht sogar bis zu seinem Tode. Er überlebte in diesem Amt damit Burgdorf, der bekanntlich 1933 starb.

Mit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Fürstenwalde (06.04.1945) wird ihm das Amt des Bürgermeisters für die Stadt Fürstenwalde angetragen. Ich schätze es als Ausdruck der Altersweisheit und Berufserfahrung, dass er dieses Amt in den nun kommenden turbulenten Zeiten nicht annahm.

Am 10.09.1945 stirbt Max Schenk in Fürstenwalde im Alter von 83 Jahren. Seine im Jahr 1902 geborene Tochter Käthe Schenk zeigt den Tod des Vaters beim Standesamt an.

Seine Ehefrau Elise verstirbt am 05.05.1966 im Alter von über 100 Jahren in Fürstenwalde.

Der letzte Wohnsitz der Familie ist die Friedrich-Engels-Straße 19 a in Fürstenwalde (früher Victoriastraße 19 a). Wieder zeigt Käthe Schenk den Todesfall beim Standesamt an.

Aus den Akten ist zu erkennen, dass Max Schenk und seine Ehefrau zwei, leider für Kriegszeiten typische, Schicksalsschläge ereilt haben: Der erste und auch der zweite Weltkrieg kostet jeweils einem Sohn der Familie Schenk das Leben.

Am 29. November 1917 findet Dietrich Schenk, geboren am 22.6.1895, also mit nur 22 Jahren, den Tod im Luftkampf über Douai (Nord-Ost-Frankreich). Seine Maschine wird von einem britischen Flugzeug abgeschossen. In der Todesanzeige – Fürstenwalder Zeitung vom 1. Dezember 1917 – lässt die Familie mitteilen, dass ihr „heißgeliebter Sohn und Bruder, unser sonniger Junge ... „ gefallen sei und damit ein „unendlich reiches, glückliches Leben, die Freude der Familie (endete).“

Diesen Worten soll nichts hinzugefügt werden.

Der am 04.06.1891 geborene Eduard Schenk tritt in die Fußstapfen seines Vaters, er studierte Jura in Erlangen und Grenoble. Der Krieg unterbricht seine Referendarzeit. Am 07.02.1920 wird er in die Liste der beim Amtsgericht Fürstenwalde zugelassenen Rechtsanwälte eingetragen. Und schon im Dezember 1923 zum Notar bestellt. Er betreibt die Praxis mit seinem Vater gemeinsam. Spätestens seit dem Jahr 1938, ist er, wie sein Vater auch, Mitglied des Vorstandes der Samariteranstalten. Im Spätsommer 1944 muss er seine Berufsausübung beenden. Er wird als Hilfspolizist dienstverpflichtet und zunächst im Wartheland (Bromberg) eingesetzt, später dann im Bereich Fürstenwalde. Er gerät im April 1945 in sowjetische Gefangenschaft und stirbt bereits am 16.05.1945 mit 53 Jahren an „Auszehrung“ in Kriegsgefangenschaft.

Sein Vater Max Schenk hat ihn um knapp vier Monate überlebt.

■ Jens C. Franze,
 Kuratoriumsvorsitzender der Samariteranstalten

Danksagung:

Ich danke Herr Strohfelddt, dem Museumsleiter des Fürstenwalder Stadtmuseums für seine fachkundige Hilfe und die Möglichkeit zur Recherche in den Akten des Museums. Weiter danke ich dem häufig erfolgreich für unsere Kanzlei in komplizierten Nachlassfragen tätigen Büro Manuel Aicher, Schöneggstraße 26 in CH-8953 Dietikon, Schweiz, für die Recherche zu Max Schenk und Überlassung der Ergebnisse.



Ernennungs-Urkunde von Max Schenk zum Justizrat



Originalunterlagen der Fürstenwalder jüdischen Gemeinde

Stolpersteine, das Projekt geht weiter!

Schon in der „Unterwegs“ 2/2012 berichtete ich über die Arbeitsgruppe „Stolpersteine“, in der auch die Samariteranstalten Mitglied sind.

In den letzten 10 Jahren ist es uns gelungen, 41 Schicksale von der NS-Diktatur verfolgten Fürstenwaldern zu klären und mit einem Stolperstein ein Gedenken an diese Menschen zu etablieren.

Fürstenwalde war der siebente Ort in Brandenburg mit Stolpersteinen und nur Oranienburg hat zurzeit mehr Steine gelegt und damit mehr Schicksale recherchieren können. Natürlich ist es das Ziel, alle Fürstenwalder Opfer der NS-Diktatur zu ermitteln und mit einem Stolperstein zu gedenken.

Sicher werden wir auf Grund der spärlichen Informationen dieses Ziel wohl nie erreichen. Doch als abgeschlossen wollen wir das Projekt nicht betrachten.

Nachdem wir einige Jahre konzentriert die Archive Berlin-Brandenburgs auf der Suche nach geeigneten Unterlagen besucht hatten und erfolgreich Recherchen durchführten, blieben in jüngster Zeit verwertbare Informationen aus. Dies hatte zur Folge, dass die Arbeitsgruppe ihre regelmäßigen Treffen aussetzten und eine Pause, jedoch nicht das Ende der Ar-

beit, begann. Selbstverständlich hielten alle Mitglieder des Gremiums Augen und Ohren offen. Paul-Gerhardt Voget förderte weiterhin Untersuchungen zu Opfern aus den Samariteranstalten, Gabi Moser vom „Eine Welt Projekt“ hielt den Kontakt zu auswärtigen Partnern und im Museum wurde weiter alles gesammelt, was an brauchbaren Informationen über verschiedene Kanäle zu uns floss.

Als Beispiel ergab sich im Januar 2015 ein Telefonat mit Herrn Gerd Friedländer aus Aachen. Der Name Friedländer tauchte bereits bei unseren Recherchen auf, jedoch konnten wir das Schicksal der Familie nicht klären. Gerd Friedländer erzählte mir, dass er 1938 in Fürstenwalde geboren wurde. Sein Vater, Fritz Friedländer, war ein jüdischer Kaufmann und wurde in der Reichspogromnacht am 9. November 1938 verhaftet und ins KZ Sachsenhausen verbracht. Am 13.12.

1938 wurde er wieder aus der Haft entlassen, vielleicht weil seine Frau und Mutter von Gerd keine Jüdin war. Die Mitglieder der Familie wurden aufgrund der „Mischehe“ auch nicht weiter verhaftet, jedoch verloren sie nahezu alle Bürgerrechte.

Fritz Friedländer überlebte die NS-Diktatur in Fürstenwalde, aber einen Tag nach der Befreiung Fürstenwaldes, wurde er am 23. April von einem seiner Befreier (einem russischen Soldaten) erschossen. Ein Treffen mit Gerd Friedländer im Museum Fürstenwalde ist nun vereinbart. Für unser Projekt die Chance, das Schicksal der Fürstenwalder Familie Friedländer vollständig aufzuklären und eventuell Bilder sowie andere Dokumente zu erhalten.

Die eigentliche Sensation ist aber, wir haben erstmals die Chance, einen selbst-

betroffenen Augenzeugen der NS-bedingten Verfolgung in Fürstenwalde zu sprechen. Leider ist dies in den letzten 70 Jahren nicht erfolgt, denn die Möglichkeiten sahen vor einigen Jahrzehnten sicher noch viel besser aus.

Aber auch Negatives gibt es zu berichten. Während in Fürstenwalde, auch seitens der Stadtverwaltung Einigkeit zur Förderung des Projektes „Stolpersteine“ besteht, sieht es an anderen Orten ganz anders aus. Der Begründer Gunter Demnig verlegte mittlerweile 48.000 Steine in 750 Orten Europas. In der Stadt München liegen keine Stolpersteine, denn hier sind sie auf öffentlichem Grund verboten.

Erfolgreiche Kämpferin gegen diese Form des Gedenkens ist hier Charlotte Knobloch, ehemalige Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland. Bei einem Interview mit der Neuen Presse in Coburg sagte sie: „Damit wird das Andenken von Menschen, die Verfolgung und Entwürdigung erleben mussten, bevor sie auf schreckliche Weise ermordet wurden, nochmals entwürdigt und sprichwörtlich mit Füßen getreten.“

Auch der Sprecher der Hamburger jüdischen Gemeinde Daniel Killy äußerte sich sehr ablehnend zu diesem Projekt. Seine Vorwürfe reichten von Herumtrampeln auf den Opfern bis hin zur Bereicherung des Künstlers.

Natürlich ist das Projekt mit Kosten verbunden, die bezahlt werden müssen, doch von Reichtum ist bei Gunter Demnig nichts zu spüren.

Interessanterweise erreichten die Diskussionen aus München und Hamburg auch unser Projekt in Fürstenwalde. Als wir im Mai 2012 Stolpersteine für die jüdische Fürstenwalder Familie Heilbut legen wollten, erhielten wir im Vorfeld eine Unterlassungsforderung mit Androhung gerichtlicher Konsequenzen. Diese Drohung stammte aus dem weit entfernten Familienkreis der Fürstenwalder Heilbuts und führte erstmals zu Problemen in unserem Kreis. In den folgenden Diskussionen rekapitulierten wir unsere Erfahrungen der letzten 10 Jahre. Wir haben durch dieses Projekt mehr über jüdisches Leben in Fürstenwalde erfahren als in den 60 Jahren zuvor. Wir haben Schick-

sale von politisch Verfolgten und Bewohnern der Samariteranstalten klären können und ihnen ein Gedenken ermöglicht.

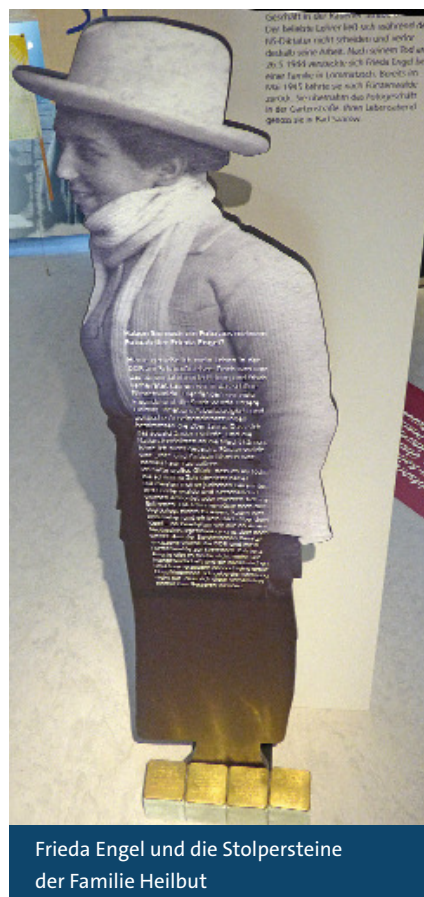
Die Nachfahren der Opfer, die wir ermitteln konnten, haben sich alle, bis auf jene Frau Heilbut, über diese Ehrung gefreut und dadurch wieder eine Beziehung zu ihrem Ursprungsort aufgebaut.

Diese Erfahrungen haben uns ermutigt weiterzumachen. Sie haben uns gezeigt, dass bei aller Diskussion die Ergebnisse gut sind und der Stein nur den Abschluss einer bedeutenden Arbeit darstellt.

Natürlich wollen wir nicht gegen die Opferfamilien handeln. So liegen die Stolpersteine der vier Heilbuts nun im Museum, zu Füßen unser „Erzählerfigur Frieda Engel“ und berichten dort von ihrem schweren Schicksal.

Wir machen weiter und vielleicht ist ja auch die Diskussion um die Stolpersteine ein Beitrag des Nichtvergessens.

■ Guido Strohfeldt/Museumsleiter



Frieda Engel und die Stolpersteine der Familie Heilbut

VON UNS GEGANGEN SIND

im Katharina von Bora-Haus

Hans Schübel (81)
am 26. November 2014

Renate Maier (74)
am 04. Dezember 2014

Helmuth Ries (91)
am 14. Dezember 2014

Christel Ambos (78)
am 18. Dezember 2014

Gerda Schultz (85)
am 19. Dezember 2014

Erika Kerber (86)
am 07. Januar 2015

Käthe Jaworski (88)
am 11. Januar 2015

Helmuth Quehl (90)
am 16. Januar 2015

Charlotte Rauthmann (93)
am 19. Januar 2015

Heinrich Reuper (99)
am 24. Januar 2015

Irene Jeuthe (76)
am 28. Januar 2015

Elisabeth Bode (86)
am 01. Februar 2015

Die Chronik der Werkstätten

Unternehmen erkennen zunehmend den Wert ihrer Tradition. Sie nutzen ihre Geschichte, um bei Kunden und Mitarbeitern Vertrauen zu schaffen, Identifikation herzustellen und deren Bindung an das Unternehmen zu fördern.

Die emotionale Bindung des Kunden und des Mitarbeiters an das Unternehmen wird immer wichtiger, sie ist ein strategischer Faktor, mit dem sich Unternehmen von ihren Mitbewerbern abheben.

Sie sehen, die Beschäftigung mit der eigenen Tradition beantwortet nicht nur die Frage, was können wir aus der Vergangenheit lernen. Es bietet auch Antworten zu folgenden Fragen:

- wie sichern wir die Verfügbarkeit von guten Fachkräften,
- wie sorgen wir dafür, dass unsere Kunden auch morgen noch unsere Kunden sind.

Gerade in Zeiten des wachsenden Wettbewerbs und der zunehmenden Bedeutung von Wunsch und Wahlrechten behinderter Menschen sind das ganz entscheidende Elemente der Unternehmensstrategie.

In den Christophorus-Werkstätten beschäftigten wir uns seit dem vergangenen Jahr intensiver mit der Geschichte der Werkstatt. Ausgangspunkt des Themas waren so banale Fragen wie:

- Wissen wir, welches wichtige und zukunftsweisende Ereignis in der Werkstatt vor 20 Jahren – also 1994 stattgefunden hat?
- Wissen wir, mit welchen Problemen sich die Werkstatt vor 10 Jahren, also 2004 auseinandersetzen musste? Haben wir daraus gelernt?
- Werden wir in 20 Jahren wissen, was für unserer Arbeit heute wichtig ist? Welche Ereignisse, Entscheidungen, Investitionen etc. machen die Entwicklung der ganz persönlichen Arbeitsumfelder aus?

In der Leitungsrunde der Werkstatt waren wir uns schnell einig: „Was nicht aufgeschrieben ist, wird vergessen, als ob es nie geschehen wäre“, wie Erhard Wiehn, Professor im Fachbereich Geschichte und Soziologie der Universität Konstanz formuliert.

Wir haben einen Staffelnstab einer traditionsreichen Arbeit übergeben bekommen und unsere Aufgabe besteht darin, diesen Staffelnstab der neuen Zeit angepasst weiterhaltend und wertsteigernd in die Zukunft weiter zu tragen.

Wenn wir unsere Arbeit als wertvoll wahrnehmen dann ist es nur konsequent, diese Arbeit zu dokumentieren und unsere Höhen und Tiefen auf unserem Wege der Nachwelt mitzugeben.

Genau das wollten wir also nun mit unserer „Chronik“ strukturiert angehen. Werte wahrnehmen, dokumentieren und verwertbar machen. Identifizierung mit dem Unternehmen schaffen, Geschichte

und Entwicklung nachvollziehbar machen, Tradition und Geschichte als emotionale Bindungsfaktoren nutzen.

Im ersten Schritt wurde ein digitales Ablagesystem für historische Informationen der verschiedensten Art geschaffen. Jede Abteilung, jeder Bereich der Werkstätten benannte einen Chronikbeauftragten, der für die aktuelle Fortschreibung der abteilungsspezifischen Informationen in der Chronik zuständig ist. Auf der Mitarbeiterversammlung im März werden die Abteilungen die wichtigsten Entwicklungen des vergangenen Jahres ihren Kollegen abteilungsübergreifend in einer kleinen Präsentation vorstellen.

Bei der Sichtung von Material aus den vergangenen Jahrzehnten haben wir festgestellt, dass es eine Menge Bilder und Dokumente an vielen verschiedenen Ablagestellen gibt. Teilweise geordnet, teilweise ungeordnet. Der zweite Schritt wird dann die historische Zuordnung dieses Materials sein.

■ Frank-Michael Würdich

Wenn wir unsere Arbeit als wertvoll wahrnehmen dann ist es nur konsequent, diese Arbeit zu dokumentieren und unsere Höhen und Tiefen auf unserem Wege der Nachwelt mitzugeben.

„Für Toleranz und Vielfalt – gegen Ausgrenzung“

Ein Bericht zur Projektwoche der Korczak-Schule in der dritten Februarwoche 2015

Mit wachsender Sorge lässt sich eine zunehmende Ausländerfeindlichkeit und Ausgrenzung hilfeschender Menschen in Deutschland feststellen. Ein Zeichen dafür sind die Demonstrationen der Pegida-Bewegungen.

Die Korczak-Schule wollte im Rahmen einer Projektwoche die Fehlinformationen und die Unverständnisse für Menschen, die von Krieg und Terror verfolgt wurden, aufgreifen. Durch die vorgeschlagenen Projekte der Dozenten konnten wir Schüler uns je nach Interesse für diese einschreiben.

Interessante und vielfältige Projekte standen uns zur Auswahl, wie „Gangway-Straßensozialarbeit in Berlin“, „Menschen mit Behinderungen in der DDR“, „Gebärdensprache“, „Begegnungen mit den Religionen der Welt“, „Extrem Deutsch-Lebenswelt in Fürstenwalde“, „Barfuß in Afrika“, „Anderssein in der Kunst“, „Lebenswelt in Fürstenwalde- andere Kulturen“, „Jugendliche in der rechtsradikalen Szene“.

Unter der Überschrift „Gedenkstätte für Verfolgte der Stasi Berlin Hohenschönhausen“ besuchten 15 Schüler und zwei Dozenten der Korczak-Schule das Untersuchungsgefängnis der Staatssicher-

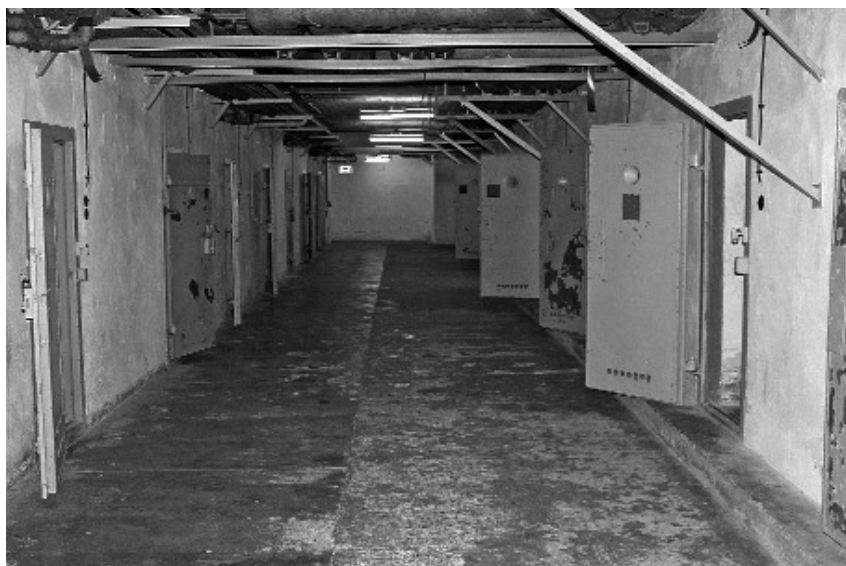
heit. Unter der Begleitung eines Zeitzeugen und zugleich betroffenen Inhaftierten gewannen wir einen Einblick in den Alltag eines Häftlings.

Der ehemalige Inhaftierte Mario führte uns durch die Räumlichkeiten des Gefängnisses, wie zum Beispiel die Verhörräume, Zellentakte und Freigangszellen. Für einige Studierende waren die Haftbedingungen schwer vorstellbar und erschreckend zugleich. Nach einer bewegenden zweistündigen Führung ging es für uns in eine vielfältig unterteilte Aus-

stellung zum Thema „Täter und Opfer im Stasiregime“. In dieser Ausstellung haben wir einen intensiveren Einblick in den Alltag und in die emotionalen Belastungen der Häftlinge gewonnen.

Schlussendlich können wir sagen, dass wir einen guten Eindruck gewinnen konnten, wie Menschen durch willkürliche politische Verfolgung familiär und gesellschaftlich ausgegrenzt wurden.

■ Für die Projektgruppe „Gedenkstätte Berlin Hohenschönhausen“:
Anne Neumann und Laura Bayer der SP16



Kriegskinder und Kriegsenkel

Cicero fand vor über 2000 Jahren für die Tatsache, dass von vielen Menschen geschichtliches Denken in deren persönlicher Entwicklung negiert oder nicht besonders beachtet wird, folgende Worte: „Nicht zu wissen, was vor der eigenen Geburt geschehen ist, heißt, immer ein Kind zu bleiben.“

Eine Freundin erzählte mir von den Büchern von Sabine Bode, einer Kölner Journalistin. Sie schrieb über Kriegskinder, geboren zwischen den frühen dreißiger bis Mitte der vierziger Jahre, später auch über die Kriegsenkel. Im Werk über die Kriegskinder ging sie der Frage nach, wie es den deutschen Kriegskindern heute geht. Die meisten von ihr befragten Personen waren zum Zeitpunkt des Krieges noch sehr jung, zu jung, um das Ausmaß des Schreckens und Grauens zu verstehen.

Auch meine Mutter gehört zu jener Generation. Geboren 1938 in Tilsit, dem heutigen Sowjetsk, musste sie mit ihrer Mutter und dem älteren Bruder aus Ostpreußen fliehen, fand in Berlin bei Bekannten ein neues Zuhause. Im März 1945 kam ihre Mama bei einem der letzten Bombardements von Berlin ums Leben, da war sie gerade sieben Jahre alt. Ihr Vater war zu diesem Zeitpunkt im Strafbataillon, konnte seinen Kindern nicht beistehen.

Immer wieder fragte ich mich, wie meine Mutter und mein Onkel diesen Schrecken, dieses Schicksal je verarbeiten konnten. Zunächst mussten sie die letzten Kriegstage überleben, sich bei Bekannten (und doch für die Kinder fremden Menschen) zurecht finden. Es folgten Zeiten von Hunger und ein – nach Kriegsschluss auch heute noch so beschriebenes – abenteuerliches Leben auf der Straße. Bis dann 1946 mein Opa aus der Kriegsgefangenschaft kam.

Fremd war er seinen Kindern inzwischen geworden, lange hatten sie ihn nicht mehr gesehen. Auf seine Frage, wo denn die Mutti sei, antworteten die Geschwister: „Auf dem Friedhof!“ Meine Mutter erinnert sich noch genau daran, und schließlich brach ihr Vater zusammen.

Meine Mutter redet über solch verheerende Erlebnisse ihrer Kindheit noch heute so, als hätte ihr das alles nichts ausgemacht. Wie oft hörte ich von ihr den Satz: „Das war für uns normal!“ Oder: „Das war eben so!“ Ich bin mir sicher, dass viele von uns, die der Generation der Kriegsenkel angehören, diese oder ähnliche Sätze sehr oft gehört haben. Wir, die Kriegsenkel, geboren in den 60iger Jahren, wuchsen damit auf. Über „damals“ wurde nicht viel gesprochen, über die Rolle unserer Großväter zur Zeit des Nationalsozialismus noch viel weniger. Heute kann ich keinen von meinen beiden mehr dazu befragen, was ich zutiefst bedaure. Hier geht es gar nicht um das Be- oder Verurteilen, sondern vielmehr um das Verstehen wollen.

Wir, die Kriegsenkel, wuchsen mit Eltern auf, welche sich nach Kriegsende mit veränderten Gesellschaftsformen auseinander setzen mussten. Ein neues Deutschland musste aufgebaut werden, Zerstörtes wurde durch Neues ersetzt, in den westlichen Sektoren bestimmten die Alliierten das Leben maßgeblich, rasch wuchs die Wirtschaft. Im Osten Deutschlands begannen die Machthaber, den Sozialismus aufzubauen, geprägt von den

Ideen von Marx, Engels oder Lenin. Hier hatte die Vergangenheit weit weniger Platz, es gab keine Zeit und keinen Raum, um z.B. über die verlorenen Heimat oder vertraute Orte der Kindheit zu trauern. Unsere Mütter und Väter, als ehemalige Flüchtlingskinder durch Vertreibung und durch den Neubeginn in West oder Ost oft auch mit feindseligen Umgebungen konfrontiert, blieben oder bleiben Zeit ihres Lebens belastet – nicht selten von extremem Misstrauen, existenziellen Sorgen auch dann, wenn sie ein gutes Auskommen hatten. An diesen Spätfolgen haben nicht selten auch die Nachkommen jener 14 Millionen Deutschen zu tragen, welche nach Kriegsende ohne Heimat waren.

Wir, die in den sechziger Jahren Geborenen, hatten natürlich einen weit geringeren Bezug zur Vergangenheit. Für uns war und ist sie kaum vorstellbar, denn wir speisten unser Wissen aus Bildern, Büchern oder dem Unterricht, nicht aus Erinnerungen wie unsere Mütter und Väter.

Vielen aus der Generation unserer Eltern gelang es nicht, sich von ihren Kriegstraumata zu befreien. Sie machten selten Erfahrungen mit Psychotherapie, hatten jedoch häufig Depressionen, Ängste oder andere psychosomatische Erkrankungen, ohne zu wissen, dass ihnen seelische Verletzungen aus dem Krieg zu Grunde lagen. Den meisten Kriegskindern reicht es, mit Leidensgefährten zu sprechen, sich gemeinsam zu erinnern. Manch

einer schreibt vielleicht seine Erinnerungen für die Nachgeborenen auf, was möglicherweise auch entlasten kann. Ich zitiere an dieser Stelle aus Michael Ermanns Buch über Kriegskinder: „Ohne Erinnerungsarbeit gibt es kein Gefühl der Kontinuität des eigenen Lebens – ohne diese gibt es keine positive Identität.“

Es lohnt, darüber nachzudenken, wie weit die Folgen, die Erfahrungen und Erlebtes der Kriegskinder in unsere, die Generation der Kriegsenkel, hinein reichen. Wir wuchsen ohne Krieg in Mitteleuropa auf, kennen Hunger und Flucht nur aus Büchern und Erzählungen, hatten genug zu essen, zu trinken, konnten lernen, eigene Vorstellungen vom Leben entwickeln und schließlich danach leben.

Unsere Eltern erzogen uns nach ihren Wertvorstellungen, gaben uns Disziplin, Beharrlichkeit, Fleiß und Respekt mit auf unseren Weg. Für viele von uns war es selbstverständlich, dass die Eltern das „Sagen“ hatten, „hart“ waren, uns vielleicht nicht so umhugten und liebkosten, wie es heute üblich ist. Viele von uns besuchten Kinderkrippe und Kindergarten, unsere Mütter arbeiteten zumeist. Dies prägte uns, die Generation der Kriegsenkel, und so gaben wir vieles – bewusst oder nicht – an unsere Kinder weiter.

Wie schön ist es, mit anzusehen, dass unsere Kinder sich wieder mehr Zeit für ihre Familien nehmen (können), dass sie einen ganz unkomplizierten Umgang mit unseren Kindeskindern haben, ihnen viel mehr Platz einräumen, zum Beispiel ist es heute so selbstverständlich, dass die Väter bei der Geburt ihrer Kinder dabei oder die Eltern im Krankheitsfalle mit im Krankenhaus sein dürfen. Als wir „klein“ waren, gab es das nicht, welche Auswirkungen dies auf kindliche Seelen hat, wurde erst später erforscht.

Wie gut kann es sein, dass unsere Gesellschaft offener geworden ist, wie gut kann es tun, in den Dialog zu treten mit den Eltern (und natürlich auch mit unseren Kindern), um nicht die Gelegenheiten verstreichen zu lassen, über Erlebtes, Erfahrungen, über Leben zu reden. Es wird gut tun, kann helfen, einander besser zu verstehen, vielleicht auch zu verzeihen. Nutzen wir die Chancen dazu, denn sie bestehen für uns, die Kriegsenkel, nicht mehr lang.

■ Anke Lüth



Eine süße Kamelle

Karnevalnachmittag im Katharina von Bora-Haus

W eihnachten ist längst vorbei und Ostern noch weit. Eine Eiszeit, trübe, schneegemustert. Und da hinein fallen tolle Tage wie große Bonbons. Fröhlichkeit und bunte Narretei ist leicht zu schaffen, wenn wie in Köln und Mainz der Boden schon vorbereitet ist. Ja – aber zum Beispiel in einem Pflegeheim in Brandenburg? Geht das denn?

Nun, im Katharina von Bora-Haus ist das Motto: Was nicht geht, das wird gefahren! Die Bewohner – oft mit gebastelten Hüten – kommen mit ihrem Rollator oder im Rollstuhl, verteilen sich an weißbunten Tischen zwischen Papierschlagen und Girlanden. Das Personal, kostümiert, drängelt sich mit Riesenpfannkuchen und Minigebäck hindurch.

Und jetzt legt die Musik los, Livemusik mit „The Friends, Die Gute-Laune-Schlaglerband“ unter der Leitung von

Joachim Seidler, der genau die richtigen Titel ausgewählt hat. Ganz schnell ist „Karneval-Pur“ in den Gesichtern und in den Herzen. Jawohl: Aus allen Ecken des Saales guckt ein Stückchen vergangene Jugend hervor. Der Tanz beginnt, es wird gelacht, gejubelt und gescherzt, auch manche Bewohnerin schwingt und dreht sich im Rollstuhl, zwischendurch ein Quiz, gewinnen tun alle: Den Spaß.

Ein schöner Karnevalnachmittag, und wenn wir etwa noch einen Prinzen zum Schluss wählen würden, dann könnte es nur einer sein: Der ausdauerndsten Tänzer auf mütterlichen Armen und zu Großmutterns Stolz: Er heißt Tim und ist 1 ½ Jahre alt.

Wieder einmal war der Alltag unterbrochen worden – durch eine süße Kamelle, die auch im Katharina von Bora-Haus landete. Alaaf – Helau!

■ Anne-Lore Weimer



Geschichte der 68-iger im Westen

Viele Ost-Kollegen kennen den Westen vor allem aus der schillernden Fernseh-Reklame, jetzt wissen sie, wie die Wirklichkeit dagegen aussieht, die Zeit vor 1989 wussten sie es nicht. Da glaubten sie, dass im Westen alles schön und bunt und golden sei und man nur genug arbeiten müsse, um sich ein schönes Leben zu machen mit all den Dingen.

1989 wird im Osten als große historische Zeitenwende gesehen, erlebt wurde es unterschiedlich. Daniela Dahn, eine Bürgerrechtlerin beschreibt die Zeit um 1989 als enorm produktiv, kreativ, basisdemokratisch und in ihrem Buch: „Der Staat sind wir“ beschreibt sie, wie sie es als einen einzigartigen Ausnahmezustand erlebt hat. Die damals Beteiligten fühlten sich, als würden sie jeden Tag Geschichte machen. Mitgestalten, mitbestimmen, mitentscheiden, das war nun Tagesordnung. Eine Zeit der „Runden Tische“ begann, eine Zeit, wo debattiert, um Positionen gerungen, etwas Neues aus dem Alten unmittelbar entwickelt werden sollte. Als dann einfach nur die Mark kam und Kohl und das positive Verändern der DDR-Verfassung keine Rolle mehr spielte, nur noch die bedingungslose Übernahme des Staates durch den Westen angesagt war, da verlor sich die Kreativität, die Hoffnungen versiegten, die Wünsche verlagerten sich und die Bewegung zerfiel in unendlich viele kleine zersprengte unterschiedliche Haufen.

So etwas Ähnliches habe ich in meinem Leben auch erlebt, aber viele Jahre früher. Auch im Westen gab es eine große Zeitenwende, eine Zeit der plötzlich ausbrechenden Unzufriedenheit, des Aufruhrs, des Rufens nach Basisdemokratie, der spontanen Volksbewegungen, der Massendemonstrationen. Es war genau 20 Jahre früher als 1988/89, es war 1968. Und auch da wurde eine ganze Generation erfasst, eine Welle der Kreativität lief durch das Land. Und auch diese Bewegung zerfiel und versandete, lief aus in Hoffnungslosigkeit und Resignation.

Ich glaube fest daran, dass jede dieser Bewegungen ihre ganz eigene Bedeutung

hat und vom historischen Standpunkt aus niemals umsonst gewesen ist und dass man auf all diesen Erfahrungen aufbauen muss beim ewigen Ringen um mehr Gerechtigkeit, Gleichberechtigung, Freiheit und Frieden.

Von klein auf an war ich für Gerechtigkeit und gegen Krieg. Ich litt unter der üblichen streng autoritären Erziehung, die oft verbunden war mit hasserfüllter Cholerik, die ich mir nicht erklären konnte. Später erst habe ich begriffen, dass die Erwachsenen unter Hitler erzogene Kinder und Jugendliche waren, denen man erstens jedes Selbstwertgefühl genommen hatte („Sie werden nicht mehr frei sein, ihr ganzes Leben lang nicht“ A. Hitler über „seine“ Jugend), und denen man zweitens Unterordnung und 'Über Schwächere herrschen' mittels Angst, beinahe schon unter die Haut eingeschrieben hatte. So wie es Kafka in seiner berühmten Geschichte „In der Strafkolonie“ geschildert hat.

Ich war 12 Jahre alt, als ich meine Mutter weinend in der Küche antraf und sie mir mitteilte, es sei ein Student erschossen worden, obwohl er nichts anderes getan hätte, als friedlich zu demonstrieren. Er hatte noch nicht mal lange Haare, was damals als ein Verbrechen galt, für das man sich den äußerst gebräuchlichen Satz anhören musste: „Euch hat man vergessen zu vergasen!“

Auf den Straßen zeigten sich von da an viele junge Menschen und Studenten und in den Boulevardblättern wurde das hasserfüllt kommentiert. Die BILD-Zeitung titelte jeden Tag über die Gammler, die Rabauken, die Langhaarigen, die dreckig seien, denen man die Haare schneiden

und die man dann „über die Mauer werfen“ sollte. Intellektuelle aller Schichten waren entsetzt über die Kontinuität faschistoiden Denkens in den Köpfen der Menschen. Das kann als Ergebnis dessen gesehen werden, dass man ab 1952 alle Nazigrößen vollständig rehabilitiert und die wenigen verurteilten aus den Gefängnissen entlassen hatte. Gleichzeitig hatte man gegen die verbliebenen Nachkommen aus verfolgten Kommunistenfamilien 200.000 Verfahren eröffnet und 10.000 davon für Flugblattunterschrift, Parteimitgliedschaft, Leitung einer Singegruppe u.ä., für Jahre in die Knäste verbracht hatte. Mittlerweile waren Nazifunktionäre auf allen Ebenen in Westdeutschland in allen Entscheidungsgremien wieder auf Legislative, Exekutive und Judikative eingesetzt worden, die wirtschaftliche Unterstützung der USA mit Marschallplan und jeglicher Entlastung von Reparationszahlungen tat ihr übriges.

Gegen diese Front von Ewiggestrigen formierte sich 1965/67 eine Jugend auf breiter Ebene, nicht nur im Studentenbereich, auch im Schülerbereich, wo ich mich zu der Zeit bewegte, griffen Ideen um sich, die sich um Gerechtigkeit, Freiheit, die Grundrechte und das Recht auf freie Meinungsäußerung herum gruppierten.

Dies fiel zusammen mit internationalen Bewegungen in anderen Ländern: Den Rassenunruhen in den USA, der Beatles-Bewegung, die Echtheit und Liebe anstelle von verlogener Sexualverklebung besangen, den Arbeiterkämpfen in Frankreich und Italien und den Befreiungsbewegungen in den noch kolonialisierten, also stark ausgebeuteten Ländern.

Bereits die Jugendbewegung vor dem Tod des Studenten Benno Ohnesorg war also nicht nur aus Lust und Laune entstanden, sie entstand, weil sich die Jugendlichen soviel altem Hass gegenüber sahen, der ohne Aufdeckung der Hintergründe, die damals den wenigsten bekannt waren, unerklärlich blieb. Dieser Hass durchzog die Familien. Eltern warfen ihre Kinder aus ihren Wohnungen oder wiesen sie in „Irrenanstalten“ ein, sie prügeln sie aus ihren Häusern, sie verweigerten jeglichen Unterhalt und das aus den banalsten Gründen: Haare, die über die Ohren reichten, ein zu enges Kleid, ein langhaariger Freund, ein falsches Lachen am Abendbrottisch, die falschen Platten, eine Freundin, eine Gitarre, darauf ein Beatleslied, eine Jeanshose.

Dies wurde durchaus staatlicherseits unterstützt, die Politiker aller Parteien sprachen abfällig über die Jugend, nannten sie Gammler, Dreckfinken und lange bevor sie sich auch nur ansatzweise politisch betätigten, machten die Springerzeitungen sie schon zu Terroristen. Das erstaunliche und auch wieder international mit bedingte war aber, dass sich innerhalb der Jugend eine große Pazifismus-Bewegung formiert hatte. Viele dieser Menschen sammelten sich in West-Berlin, weil man damals da keinen Wehrdienst ableisten musste, nach Benno Ohnesorg Tod griff die Bewegung auf alle Großstädte über.

Die Pazifismus-Bewegung dieser Jugend war Ergebnis der spärlich über die Elterngeneration herauskommenden Wahrheiten, die das größte Menschheitsverbrechen der bisherigen Welt betrafen, von dem die Jugend damals nur sehr wenig erfuhr und die zwei von Deutschland ausgegangenen Eroberungskriege, von denen ihnen die Großmütter manchmal, als sie noch klein gewesen waren, so wie meine, vorklagten, bzw. dem die Älteren unter den 68-igern es millionenfach zu verdanken hatten, ohne Vater aufgewachsen zu sein.

Die Jugendbewegung hatte dann zwischen 1967 und dem Attentat auf Rudi Dutschke ein Jahr allerhöchster Kreativität, Schöpfungs- und Tatkraft, überall entstanden Gruppen und Diskussionszirkel, überall beanspruchten Jugendliche Mitsprache, überall unter den Studenten, Schülern und auch Lehrlingen (die ja in der Bundesrepublik von der höheren Bil-

dung damals weitgehend ausgeschlossen waren) wurde über Gerechtigkeit, Aufklärung, Frieden, über die Konsequenzen aus dem Holocaust und gegen den Vietnamkrieg geschrieben, es wurde über die Gesellschaft, die Wirtschaftsform, die Staatsform nachgedacht, die Psychologie formierte sich ebenso wie die Pädagogik völlig neu, denn es hatte große Veröffentlichungen gegeben, die die Bereitschaft zum Holocaust auf den autoritären Charakter zurückführten und auf die „Unfähigkeit zu trauern“ (Mitscherlich).

Feminisierung war angesagt statt Maskulinisierung. Man sah einen wichtigen Hebel in der Prävention weiteren Unheils darin, dass man liebevoller, empfindsamer, weicher, offener und freundlicher zueinander sein musste, solidarischer, gerechter und dies auch zu Kindern und man nahm eine Umformierung auch der Kindererziehung in den Blick. Tag und Nacht wurde an offenen Mikrofonen diskutiert, tausende von Flugblättern und Schriften wurden heraus gegeben, täglich wurde für die Veränderung verkrusteter Strukturen demonstriert. Bisher Ausgeschlossene der Gesellschaft kamen in den Blick oder brachten sich selbst ein, Selbsthilfebewegungen entstanden. Eine Behinderten- und Heimkinderbefreiungsbewegung gegen die Heimunterbringung entstand in Folge.

Doch die ältere Generation bekämpfte diese Bewegung in Gänze. Sie wusste nichts mit ihr anzufangen als sie von Anbeginn an zusammen zu prügeln. Die Polizeikommandanten erledigten das handgreiflich, die Politiker und ihre Pressevertreter verbal. Es hagelte Verbote: Druckverbote, Berufsverbote, Schulverweise. Auch ich erhielt als 13.-jährige einen Schulverweis, nur weil ich vor der

Schule Flugblätter verteilt hatte mit der Forderung, dass in unserer Mädchenschule auch Jungen zugelassen werden sollten.

Es war ein Kampf um echte Demokratie, um demokratische Rechte, um Freiheit des Einzelnen, sich zu Wort zu melden, es war ein Kampf um Frieden und Versöhnung im Kalten Krieg. Es war ein Kampf gegen die Wiederbewaffnung und für Frieden und Gerechtigkeit. Von deutschem Boden sollte kein Krieg mehr ausgehen, das nahmen die jungen Leute ernst.

Von Staats wegen suchte man statt dem Dialog, Gesetze zu verschärfen. Diese sollten ermöglichen Grundrechte auszuhelben, ein Polizeistaat entstehen zu lassen. Die Reaktionen hatten noch größere Demonstrationen zur Folge, eine Massenbewegung entwickelte sich, wuchs immer stärker an. Der Todesschuss auf der Demonstration blieb unbestraft. Im Gegenteil, stattdessen wurden 10.000ende Unschuldiger eingeknastet, so dass Moabit und Tegel überfüllt waren und die Gefangenen in andere Städte ausgeflogen werden mussten. Bis dahin hatte keiner der jungen Leute anderes getan als passiven Widerstand ausgeübt. Zahllose Beispiele zivilen Ungehorsams wurden mit nichts als Polizeiknüppeln und staatlicher Gewalt beantwortet. Ich selbst habe als 13-jährige auf der Hamburger Moorweide auf einer Demonstration gegen die Notstandsgesetze gesehen, wie sechs Polizisten in voller Montur auf einen am Boden liegenden 16-jährigen einprügelten und eintraten, der nichts, aber auch nichts getan hatte.

Die jungen Leute wurden nun entschlossener und auch verzweifelter. Das steigerte sich, als es den zweiten, diesmal ►

1965/67 formierte sich die Jugend auf breiter Ebene, griffen Ideen um sich, die sich um Gerechtigkeit, Freiheit, die Grundrechte und das Recht auf freie Meinungsäußerung herum gruppieren.

Von deutschem Boden sollte kein Krieg mehr ausgehen, das nahmen die jungen Leute ernst.

► beinahe Toten gab, Rudi Dutschke, der durch einen Gehirnschuss für viele Jahre ausgeschaltet blieb. Rudi Dutschke war der führende theoretische Kopf der Bewegung geworden, aufgewachsen in der DDR, hatte er die Obrigkeitstreue und Verknöchertheit eines von Stalin geprägten autoritären Systems kritisiert und war zur Erkenntnis gekommen, dass man eine „Neue Linke“ bräuchte, einen anderen Sozialismus, der auf Marx' Frühwerk aufbaute. Dazu hatte er wissenschaftlich geforscht und gearbeitet. Nach dem Attentat auf ihn, erhob sich eine ganze Generation wie im Fieber. Nun wurde das Pazifistische a la Gandhi, das Witzige, das Kreative und oftmals Lustige (Pudding auf Politiker) verdrängt von dem Gefühl sich „endlich“ wehren zu müssen.

Man fühlte sich von Faschisten umgeben, man fühlte sich bedroht, man hatte Angst und fühlte die historische Aufgabe sich gegen einen Faschismus im neuen Gewande auf breiter Basis zu wehren. Auf dieser Basis entwickelte sich dann die Jugendbewegung immer mehr in Richtung verschiedenster politischer Ausrichtungen. Sie zersplitterte. Die einen wandten sich den Resten der verbotenen KPD zu, dies waren meist Uralte, die beide Kriege und KZ hinter sich hatten, durch Verfolgung eine Minderheit, die jeder ihr eigenes Splittergrüppchen aufmachten, die anderen lehnten sich an der maoistischen Variante des Sozialismus an, dort hieß es „permanente Revolution“ und das schien gegen das Verknöcherte zu gehen. Wieder andere resignierten, entpolitisierten sich, zogen sich auf ihr Privatleben zurück und gaben auf.

Einige griffen die damals sehr weit verbreiteten Radikalisierungsforderungen auf, sahen sich mit internationalen Revolutionären wie Che Guevara verbunden und gingen in den Untergrund um einen illegalen Zweig der „Bewegung“ zu gründen, die bewaffnet gegen die noch von der Nazizeit übrig gebliebenen

Staatsverbrecher vorgehen sollte. Alle diese Bewegungen wurden hart bekämpft und doch wirkten ihre Ideen länger als sie selbst. Von heute aus könnte man sagen, sie seien alle gescheitert, aber ist das so? Haben nicht auch die Ideen der 68-iger auf die DDR und bis heute in unsere jetzige Gesellschaft hinein gewirkt, und immer wieder emanzipatorische Kräfte freigesetzt?

Die Menschen, das ist etwas, an das ich ganz fest glaube, lassen sich nicht auf Dauer unterdrücken und fremd bestimmen, sie lassen sich auch nicht auf Dauer unter Gewalt und Bevormundung halten, sie streben überall und immer wieder nach Gerechtigkeit, Solidarität und Mitmenschlichkeit, auch heute haben wir da noch Aufgaben. Man will uns aber heute klarmachen, dass der Mensch ein egoistisches Wesen ist, das nur seinem Vorteil nachstrebt und sich niemals mehr für irgendetwas begeistern lässt. Das ist ein Irrtum, das beweist der Blick in die Geschichte. Und es gibt auch heute wieder Helden: Edward Snowden zum Beispiel. Er hat in einem wunderbaren Film-Interview dazu gesagt, dass er sich als gläubiger Christ verpflichtet fühlte, die Menschheit über ein Verbrechen aufzuklären. Er hat dafür viele Privilegien geopfert. Vorbilder wirken quer durch die Geschichte und Bewegungen haben ihr eigenes historisches Gedächtnis. Und so wie die 89-iger Zeit durch den DM-Wahn und die nachfolgende Verelendung vieler Schichten verdrängt wurde, so bleibt doch unvergessen wie viel Basisdemokratie, wie viel Solidarität und Menschlichkeit damals möglich war. Dasselbe gilt auch von der 68-iger Zeit, ebenso wie für die Zeit von 1918 und 1848, als jeweils mutige Menschen, viele davon gläubige Christen, sich gegen Unrecht auflehnten und Verbesserungen für Staat und Gesellschaft gegen überkommene Strukturen durchfochten haben.

■ Anja Röhl

WIR BEGRÜßEN

im Bereich EmMaRo

Lutz Dittrich

im Bereich Posen/Bethanien

Ronald Meier, Cynzhia Rau, Janet Wegewitz

im Lutherhaus

Anika Hooge, Sophie Lehneck

im Lindenhof

Tobias Klohn, Nico Lehmann, Melissa Lohmann, Iryna Lüdicke

im Christoffelhaus

Zoia Hübler

im Haus Jona

Anja Koschorke, Danila Schönfeld, Martina Trott

in der Burgdorf-Schule

Jasmina Husmann, Marcel Kalatz

im Katharina von Bora-Haus

Tobias Fender

in den Christophorus-Werkstätten

Jennifer Hause, Heike Polinsky, Gina Tschentscher

in der Zentral-Küche

Tony Engler

in der Verwaltung

Nicole Apitz

WIR VERABSCHIEDEN

in den Christophorus-Werkstätten

Björn Gerull, Marlene Richter

im Haus Lydia

Nils Falkenhof

im Lutherhaus

Paul Wagner

im Lindenhof

Janette Lohmann, Karola Michaelis, Hannelore Nüchter

im Haus Jona

Julia Patzke, Anke Schmurr

im Christoffelhaus

Sandra Paul

in der Wichern-Wohnstätte

Mike Scheffter

in der Kindertagesstätte

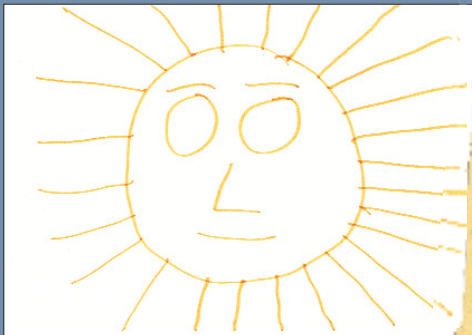
Jessyca Fuhrmann



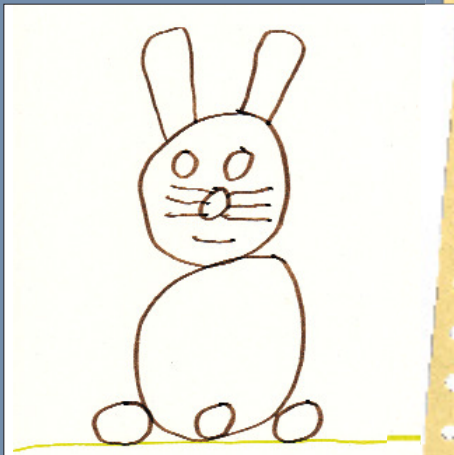
die Bewohner-Seiten

Ostern 2015

Frühling



Sonne von Wolfgang Flegel



Osterhast von Wolfgang Flegel

Thema Frühling
Des Frühling Anfang ist
am 21. März 2015 im
Frühling Blühen wieder die
Obst Bäume, die Blumen, Tulpe
Schneeglöckchen, Weidenkätzchen
Krochene, Wicken, Weizen, Weizen,
Osterblocken, wenn es warm
wird im Frühling und die Sonne
schint, dann fliegen die
Bienen und sammeln den
Honig. Ich wünsche der
Redaktionskollektive eine schöne
Frühlingszeit und sehr viel Spaß
und der Lusthaus 3 oben

Frühlingsgrüße von Aleander Teske



„Frühling in der neuen Verwaltung“ von Jürgen Balzer



Foto „Frühlingsrummel“ von Henry Hopf

mittendrin



Osterbild von Thomas Kitzerow



Osterhaste von Christina Gläser



Osterbild von Steven Conrad



Osterhaste von Günter Hausmann



Osterhase von Waltraud Diehr



Osterbild von Sebastian Fischer



Osterbild von Steven Conrad



Osterbild von Renate Pezoldt

mittendrin

Ostern



Bild „Ostern“ von André Triebisch



Osterzweig gebastelt von Christin Ruhland

Geschichte

Ich wurde am 4.11.1943 Berlin -
mitte
geboren
ich kamme in den
Sammelmeteranstalten!
seit 1950 den kame.
bei die Schazen und dan
kamme ich in Lersoshaus
dan kamme ich in Marin -
heim und dan Brasalzen
hof! is war ein schöne
weite Wir hab vielles
unter vromer und
sin fill wechelfaren
auch Behtripstarten!

Text Günter Kaufmann

WILKOMMEN ABOARD DER
AER.LINGUS.COM DE
HENRY UND LARS WOLLEN VON -
SCHÖNEFELD NACH DUBLIN
VON 15.04.2075 BIS
16.04.2075
1000 mph 56000 METER HOHE

Bild von Henry Hopf

Samariteranstalten

Ein beständiger und moderner Arbeitgeber

In der Behindertenhilfe hat sich seit Jahren viel bewegt. Aus den „Verwahranstalten“ für Menschen mit Behinderung sind moderne Wohngemeinschaften geworden. Statt „satt und sauber“ gilt heute auch für unsere Bewohner, ein möglichst eigenständiges und selbstbestimmtes Leben zu führen.

Im vorherigen Jahrhundert war es für die Mitarbeiter der Samariteranstalten sicherlich nicht einfach, sich selbst aufopfernd, sein Leben voll und ganz der Betreuung und Pflege von Menschen mit Behinderung zu widmen. Das Personal war knapp bemessen, die Ausstattung der Wohnbereiche eher spärlich und der Job auf 24 Stunden 7 Tage die Woche ausgelegt. Man würde vielleicht heute „Knochenjob“ dazu sagen. Viele wohnten dazu noch auf dem Gelände, nahe der Wohnbereiche. Von einem Abschalten, einem Feierabend konnte kaum die Rede

sein. Aber trotz der ganzen Strapazen ging der Gedanke nicht verloren, den anvertrauten Menschen mit Behinderung ein gutes Leben zu bereiten.

In der heutigen Zeit hat sich sehr viel verändert. Aus den Schlafsälen wurden moderne Wohnbereiche mit WG-Charakter. Die Ausstattungen, unter anderem mit Hilfsmitteln, erleichtern das Arbeitsleben. Viele Menschen mit Behinderung haben eine Arbeit in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung gefunden. Sie können ihren Alltag mit Unterstützung von Betreuern fast alleine meistern. Für andere gibt es Angebote in der Tagesbetreuung. Das zur Verfügung stehende Betreuungspersonal hat sich erhöht und wird regelmäßig von den Kostenträgern überprüft.

Vergleicht man die heutige Entwicklung mit der Geschichte, kann man sich kaum

noch vorstellen wie die Arbeitsbedingungen für unsere Mitarbeiter damals waren.

Heute beschäftigen die Samariteranstalten fast 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Das Durchschnittsalter liegt bei 43 Jahren, also noch eine überwiegend „junge“ Mitarbeiterschaft. Fast 43% aller Angestellten sind bereits 10 Jahre und länger beschäftigt, davon 24%, das sind 160 Mitarbeiter, sogar 20 Jahre und mehr.

Die Samariteranstalten sind ein beständiger aber auch moderner Arbeitgeber geworden. Nur wenige können sich noch an vergangene Zeiten erinnern. Aber manchmal tut es vielleicht gut den Vergleich zu ziehen um zu sehen, dass es uns eigentlich gar nicht so schlecht geht.

■ Matthias Luban

Mindestlohn

Auswirkungen für die Samariteranstalten

Viele können es schon nicht mehr hören, das Thema „Mindestlohn“. Doch auch die Samariteranstalten als Arbeitgeber betrifft dieses Gesetz mit seinen Regelungen.

Die gezahlten Entgelte der AVR-DWBO, also unserem „Tarif“, entsprechen bereits dem Stundenlohn von 8,50 Euro. In diesem Bereich sind wir also konform.

Aber nicht nur der Stundenlohn muss beachtet werden. Auch die Arbeitszeit spielt eine wichtige Rolle. So dürfen maximal 50% der vertraglich vereinbarten Arbeitszeit als Mehrstunden im Monat zusätzlich geleistet werden. Diese müssen dann innerhalb von 12 Monaten abgegolten werden. Eine tägliche Dokumen-

tation der Arbeitszeit ist vorgeschrieben und muss 2 Jahre lang aufbewahrt werden. Die Einführung von Arbeitszeitkonten, wie vorgeschrieben, ist schon in der AVR-DWBO verankert und somit für uns bereits bindend. Mittels Dienstplanprogramm wird in den meisten Bereichen so die Arbeitszeit der Mitarbeiter dokumentiert.

Ferienschülern über 18 Jahre ist ebenfalls der Mindestlohn zu zahlen, genauso wie Praktikanten zur Berufsorientierung.

Da diese als zusätzliches Personal geführt wurden ist noch offen, ob diese Stellen aus Kostengründen weiterhin angeboten werden können.

■ Matthias Luban

ProDeMa®

Professionelles Deeskalationsmanagement

Der Umgang mit Eskalationen aller Art steht in der Betreuung, egal in welchen Bereichen fast an der Tagesordnung. Viele kleinere und größere Krisen und Übergriffe zählen dabei schon zur Normalität und werden gar nicht mehr angezeigt. Um dieser Entwicklung gerecht zu werden, müssen sich die Samariteranstalten mit dieser Tendenz auseinandersetzen.

Zu diesem Zwecke absolvieren Herr Volkmar Bley, Wohnbereichsleiter Lindenhof/Beeskow und Herr Mario Stein, Wohnbereichsleiter Haus Lydia/ Lindenberg eine Ausbildung zum Deeskalationstrainer. Diese Ausbildung ermöglicht es dann Mitarbeiter zu schulen, Deeskalationssysteme in den Bereichen zu installieren, prophylaktisch zu arbeiten und nach Krisen und Übergriffen Nachsorge zu betreiben.

Die Ausbildung zum Deeskalationstrainer dauert ca. 1 Jahr. Während der Ausbildung sind dabei 96 Stunden Präsenzphasen, 40 Stunden nachgewiesene Praxisphasen und 16 Stunden Supervisionen vorgesehen. Am Ende der Ausbildung steht ein zertifizierter Deeskalationstrainer nach ProDeMa® Richtlinien.

ProDeMa® ist ein ganzheitliches Deeskalationsmanagementsystem das von Dipl. psych. Ralf Wesuls entwickelt wurde und ständig weiterentwickelt wird. Dabei handelt es sich um ein umfassendes, mehrfach evaluiertes Präventionskonzept zum professionellen Umgang mit Gewalt und Aggression. Für alle Bereiche des Gesundheits- und Sozialwesens (Psychiatrien, Krankenhäuser, Heime, Sozialämter, Jugendhilfe, öffentliche Einrichtungen, Behinderteneinrichtungen,...). Für jeden Bereich gibt es eine entsprechende Spezialisierung.

Grundsätzlich sind aber drei Schwerpunkte für alle Fachbereiche gleich und bilden die konzeptionelle Grundlage des ProDeMa®

- Verhinderung (Verminderung) der Entstehung von aggressiven Verhaltensweisen von Patienten, Bewohnern und Klienten.

- Verhinderung von Eskalationen durch professionelle Grundhaltungen im Umgang mit Aggressionen und durch spezialisierte verbale Deeskalationstechniken.

- Verhinderung von Verletzungen von Personal und Patienten bei An- oder Übergriffen durch verletzungsfreie Abwehr- und Fluchttechniken sowie verletzungsfreie Immobilisations- und Fixierungstechniken.

Warum ProDeMa®

Im täglichen Umgang mit Klienten kommt es oft zu Konfliktsituationen die man durch präventive Arbeit vermeiden oder zumindest minimieren kann. Gründe für diese Konflikte sind verschiedenster Natur und können

- starke innere Spannungen (Ängste, Autonomieverluste, Schmerzen, Selbstwertverluste, Trauer etc.)

- häufigeren Frustrationen (Warten, Befehle, Funktions- und Kompetenzverluste, Bedürfnisseinschränkungen u.a.)

- starke Stressoren und Überforderungssituationen

- Schwierige Kommunikations- und Beziehungssituationen zwischen Helfer und Patient/Bewohner sein.

Gerade aus diesem und anderen Gründen besteht in der Arbeit mit Klienten die Notwendigkeit, sich mit entstehen Aggressionen und Spannungen auseinander zu setzen und Möglichkeiten der Deeskalation zu erlernen. Zusätzlich ist der Arbeitgeber dazu verpflichtet, einen sicheren Arbeitsplatz zu gestalten. Dieses beinhaltet nicht nur die materielle und organisatorische Sicherheit. Immer mehr gerät die persönliche Unversehrtheit in den Fokus.

Um sich diesem Thema zu stellen, bietet ProDeMa® ein Stufenmodell zur Deeskalation von Aggressionen und Gewalt. Diese Stufen sind

Deeskalationsstufe I:

Verhinderung der Entstehung von Gewalt und Aggression

(Primärprävention)

Deeskalationsstufe II:

Veränderung der Bewertungsprozesse aggressiver Verhaltensweisen

Deeskalationsstufe III:

Verständnis der Ursachen und Beweggründe aggressiver Verhaltensweisen

Deeskalationsstufe IV:

Kommunikative Deeskalationstechniken im direkten Umgang mit hochgespannten Patienten/Betreuten

(Sekundärprävention)

Deeskalationsstufe V:

Patientenschonende Abwehr- und Fluchttechniken

Deeskalationsstufe VI:

Patientenschonende Begleit-, Halte-, Immobilisations- und Fixierungstechniken

Deeskalationsstufe VII:

Präventive Möglichkeiten nach aggressiven Vorfällen

(Tertiärprävention)

Im Rahmen der Ausbildung zum Deeskalationstrainer wird aufbauend auf diesem Stufenmodell ein Implementierungskonzept für die Samariteranstalten entstehen. Zu diesem Zwecke ist es wichtig, eine vorherige Analyse des IST-Standes zu ermitteln. Aus diesem Grunde gehen wir erst einmal in alle Erwachsenenwohnbereiche der Einrichtung und machen eine Gefährdungsanalyse. Diese beinhaltet einen Fragebogen mit 11 Fragen, die jeder Kollege anonym ausfüllen kann. Dieser Fragebogen beschäftigt sich mit Fragen wie: „Wie oft waren Sie im letztem Jahr verbal Aggressionen ausgesetzt?“.

Die Auswertung dieser Fragebögen wird in einer der folgenden „Unterwegs“ Zeitschriften zu lesen sein. Diese Gefährdungsanalyse ist dann auch die Grundlage für das Deeskalationsmanagementsystem das wir ganz individuell auf die Samariteranstalten zugeschnitten erarbeiten werden.

Im weiteren Verlauf sind wir dann dazu berechtigt, Mitarbeiter der Samariteranstalten nach dem ProDeMa®-Konzept zu schulen und entsprechende Beratungen zum Umgang mit Aggressionen und Gewalt zu geben, präventiv als auch zur Nachsorge.

■ Mario Stein, Volkmar Bley

Alte Geschichten?

Geschichte? Warum sollten wir uns, die wir mit der Gegenwart genug zu tun haben, für Vergangenes interessieren, was haben wir davon, ist das nicht höchstens was für Historiker, Rentner oder ein Hobby für Leute, die nichts Besseres zu tun haben?



Wir alle haben viel durch Erfahrungen gelernt und werden damit nicht aufhören. Diese Erfahrungen bewirken ein Verhalten mit dem Ziel, diese schlechten, vielleicht schmerzhaften oder beschämenden Erfahrungen nicht mehr machen zu müssen. In der deutschen Geschichte gibt es leider viele furchtbare Erfahrungen. Wir sollten daraus lernen.

Ein trauriges, entsetzliches Beispiel ist die systematische Ermordung von geistig und körperlich behinderten Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus. Diese, später als Aktion T4 bezeichnete Ermordung von 200000 Menschen, betraf auch Bewohner der Samariteranstalten. Frau Lüth hat dazu in dieser Ausgabe einen bewegenden Artikel über ein Buch von Götz Aly geschrieben (Seite 28-29)

Zum Andenken an die Opfer wurden in den letzten Jahren 14 Stolpersteine verlegt, vgl. Sie dazu auch den Gastkommentar von Herrn Strohfeldt (Seite 6-7). Damals wurden die Massenermordungen verschleiern und beschönigend als Euthanasie – im wörtlichen Sinn „guter Tod“ – bezeichnet oder auch als „Gnaden Tod“ und „Erlösung“. Ziel jedoch war die Vernichtung von „lebensunwertem“ Leben. Und was „lebensunwertes“ Leben war, wurde recht konkret definiert. Außer

geistig und körperlich behinderten Menschen waren das auch Menschen mit psychiatrischen und neurologischen Diagnosen oder einer „senilen Demenz“. Als Begründung wurden auch materielle Argumente benutzt und vorgerechnet, was ein „Geisteskranker“ als „unnützer Esser“ der Volksgemeinschaft kostet.

Warum ist die Erinnerung an dieses geschichtliche Ereignis wichtig? In diesem Jahr soll in Deutschland vom Bundestag ein Sterbehilfe-Gesetz verabschiedet werden. In anderen Ländern wird statt Sterbehilfe auch der Begriff Euthanasie verwendet, dieser Begriff wird hier – aus geschichtlichen Gründen – stets vermieden. Es werden verschiedene kontroverse Gesetzesentwürfe vorgelegt werden und es könnte zu einer Legalisierung von aktiver Sterbehilfe kommen, eine Form der Sterbehilfe, die bisher verboten ist. Es geht weiterhin um gesetzliche Regelungen zur indirekten Sterbehilfe und zur Beihilfe zur Selbsttötung (assistierter Suizid).

Dies geschieht vor dem Hintergrund eines dramatischen demographischen Wandels, unsere Gesellschaft ändert sich und es wird bald sehr schwierig, so viele alte Menschen zu versorgen. Alte werden als Last empfunden und das wird ihnen bestimmt auch zu verstehen gegeben.

2007 wurde ein deutscher Fernsehfilm gezeigt, der die möglichen Folgen des demografischen Wandels thematisierte. Der mit Preisen ausgezeichnete Film „2030“ zeigt die Fiktion einer Gesellschaft, in der 1/3 der Rentner unterhalb der Armutsgrenze leben, sich keine Medikamente mehr leisten können, es Billigheime in Afrika und ein „freiwilliges Frühableben“ im Leistungskatalog der Krankenkassen gibt. Eine völlig übertriebene Horrorvision?

In unseren Nachbarländern Belgien und den Niederlanden können wir sehen, welche Entwicklung eine Legalisierung der aktiven Sterbehilfe nehmen kann. Seit der Einführung der Euthanasie vor 13 Jahren ist die Zahl der Tötungen auf Verlangen stark gestiegen, 2013 entschieden sich in Holland schon 4829 Menschen für die aktive Sterbehilfe.

Die Kirche warnt vor einer Ausweitung der legalen Euthanasie auf Menschen mit Demenz, belgische Bischöfe sprechen von einem „Klima der Euthanasie“ und „das vieles 'ins Rutschen' gekommen ist“, die Grenzen des Gesetzes werden systematisch umgangen, wenn nicht sogar übertreten und „die Zahl der Patientengruppen, die für die Euthanasie in Betracht gezogen werden, erweitert sich unaufhörlich.“

Eugen Brysch von der Deutschen Stiftung Patientenschutz beklagt zur Situation in den Beneluxländern: „Erst waren es wenige, schwerstkranke Erwachsene, die unerträglich leiden, dann Demenzkranke, nun unheilbare kranke und leidende Minderjährige“. Er stellt die Frage, wer entscheidet, wann ein Leiden unerträglich ist.

„Wann erkennt die Politik, dass ein Angebot auch immer die Nachfrage schafft? Krankheit, Leid und menschliche Verzweiflung werden sich nie aus der Welt schaffen lassen. Was Menschen in einer solchen Situation brauchen ist professionelle Hilfe, Begleitung und Beistand“, so der Patientenschützer. Stattdessen werde der Gesellschaft suggeriert, dass Töten eine Lösung ist. Sind wir wieder bei Frage, was „lebensunwertes“ Leben ist?

Im Katharina von Bora-Haus können wir erleben, dass Menschen mit einer demenziellen Erkrankung auch Freude am

Leben haben, zufrieden und selbstbestimmt leben können. Wer Euthanasie für diese Menschen befürwortet, der hat die gleiche Einstellung wie die Verantwortlichen des NS-Regimes 1940 bei der Ermordung behinderter Menschen. Ein Sterbehilfe-Gesetz, das einen assistierten Suizid und aktive Sterbehilfe erlaubt, reißt eine Mauer ein. Die Folgen können für Menschen in Krisen, im Alter oder mit der entsprechenden Diagnose gravierend sein.

Es besteht zudem das Risiko, dass eine Erwartungshaltung aufgebaut wird, doch seinen Angehörigen und der Gesellschaft keine anstrengende und teure Pflege aufbürden zu müssen, ihnen nicht „zur Last zu fallen“. Sterben ist ein sehr komplexes, sehr differenziertes und immer auch sehr emotionales Geschehen und oft mit Angst, Schmerzen und Ohnmacht verbunden. In unserem Haus erleben wir Menschen, die friedlich „einschlafen“, die plötzlich und unerwartet sterben, die lange nicht sterben können, die Angst und Schmerzen haben und uns um eine „erlösende Spritze“ bitten. Wir erleben Angehörige, die einfach indem sie da sind in vorbildlicher Weise Sterbebegleitung leisten; Ärzte, die alles Menschenmögliche gegen Schmerzen tun und Pflegekräfte, die wissen, was Sterbende brauchen: Eine gute palliative Pflege.

Es ist interessant, dass der Wunsch nach vorzeitiger Lebensbeendigung nach Meinung von Palliativmedizinern in dem Maße in den Hintergrund tritt, in dem es gelingt, durch eine gute palliativmedizinische Behandlung auch die letzte Lebenszeit erträglich zu gestalten. Dann kann auch ein Lebensende in Würde ermöglicht werden.

Wir erleben auch Menschen, die jahrelang künstlich ernährt werden, offensichtlich sehr leiden und vermutlich so nicht leben wollten. Wenn keine Patientenverfügung vorliegt, muss von Ange-

hörigen und Ärzten der mutmaßliche Wille ermittelt werden, eine sehr schwierige Entscheidung und doch ein großer Unterschied zu einer aktiven Sterbehilfe. Eine passive Sterbehilfe, die mit „Sterbenlassen“ besser bezeichnet werden müsste, ist heute erlaubt und stellt für mich ein ausreichendes Mittel dar, um

alle Maßnahmen beim eigenen Sterben selbst zu bestimmen.

Wenn wir aus der Geschichte lernen wollen, dann sollten wir bei der Frage der Sterbehilfe an die Aktion T4 denken und an die Gefahr, die ein Abtragen der jetzigen Rechtsbarriere bedeuten kann.

■ Reinhard Weiß



Aktive Sterbehilfe (Schweiz: aktive direkte Sterbehilfe, Niederlande: Euthanasie)

Tötung auf Verlangen, Handlung mit der Absicht, eine Person auf deren freiwilliges und ernsthaftes Verlangen hin zu töten, in dem ein Medikament verabreicht wird. Bisher nur unter bestimmten Bedingungen erlaubt in Belgien, den Niederlanden, Luxemburg und im US-Staat Oregon.

Assistierter Suizid

Selbsttötung mit Hilfe einer Person (oft eines Arztes), die Medikamente (beispielsweise eine Überdosis eines Barbiturates) oder andere Hilfsmittel zum Suizid bereitstellt. Die Beihilfe zur Selbsttötung ist in Deutschland nicht strafbar, die häufig verwandten Wirkstoffe dürfen aber für diesen Zweck nicht verordnet werden. Es könnte also ein Verstoß gegen das Arzneimittelgesetz vorliegen. Ärzte würden auch gegen ihr Berufsrecht verstoßen. Außerdem kann die Hilfsperson bei Anwesenheit wegen unterlassender Hilfeleistung belangt werden, wenn der Suizident die Besinnung verliert.

Indirekte Sterbehilfe

Einsatz von Medikamenten zur Linderung von Beschwerden, die als Nebenwirkung die Lebensdauer verkürzen. Nach Auffassung des Bundesgerichtshofes ist indirekte Sterbehilfe bei ordnungsgemäßem Einsatz der Medikamente nicht strafbar. Es kann sogar die Nichtverabreichung notwendiger Schmerzmittel mit der Begründung, keinen vorzeitigen Tod herbeiführen zu wollen, als Körperverletzung oder unterlassene Hilfeleistung geahndet werden.

Passive Sterbehilfe (Sterbenlassen)

Unterlassung lebensverlängernder Maßnahmen bei einem todkranken Menschen (z.B. künstliche Ernährung, Beatmung, Reanimation, Medikamente) aufgrund seines, beispielsweise in einer Patientenverfügung festgelegten Willens. Im Einzelfall wird auch das Einstellen von lebenserhaltenden Maßnahmen hierunter gefasst.

„Euthanasie ist keine Lösung für das Leiden, sondern eine Auslöschung des leidenden Menschen.“

(Handreichung gegen die aktive Sterbehilfe der niederländischen Bischofskonferenz)



„Älter werden im Beruf“

Geschichte in den Samariteranstalten

Wenn ich mir bewusst werde, dass ich schon seit 22 Jahren in den Samariteranstalten arbeite, denke ich: „Oh Gott, wo ist die Zeit geblieben? Bin ich wirklich schon so alt?“ Es kommen plötzlich Erinnerungen hoch, erst die Eine und dann die Nächste. Es macht sich ein Schmunzeln in meinem Gesicht breit. Ich sehe Bilder aus längst vergangener Zeit vor mir, Räumlichkeiten, die so nicht mehr existieren, Bewohner die nicht mehr unter uns leben, Tagesabläufe die sich geändert haben... und ich denke: „Waren das noch Zeiten.“, aber schön waren sie auch. Ich erinnere mich z.B. an die typischen Schlafräume, in denen 2 bis 6 Betten standen und wo jeder Bewohner einen Kleiderschrank und einen Nachtschrank besaß. Dort konnten sie unter anderem ihre „persönlichen Schätze“ unterbringen, aber hin und wieder kam davon auch mal etwas weg, weil es ein anderer Bewohner gesehen hat und er es ebenfalls sein Eigen nennen wollte. Dann war natürlich immer etwas los. Es handelte sich meist um kleine Schätze wie einen Plastearmreif, oder eine Spielkarte.

Ich erinnere mich daran, dass im jetzigen Wohnzimmer von Posen 4 eine Küche für 4 Rollstuhlfahrer existierte und dass ich diese 4 Bewohner sehr häufig betreute. Als Hilfe hatte ich zu den Mahlzeiten noch eine relativ fitte Bewohnerin, die mir bei den hauswirtschaftlichen Arbeiten half. Es war eine schöne Zeit, aber auch körperlich sehr anstrengend, da noch nicht so viele Hilfsmittel zur Verfügung standen.

Wenn ich das mit heute vergleiche, so fällt mir als Erstes der hohe materielle Standard ein. Fast jeder Bewohner verfügt nun über ein Einzelzimmer. Die letzten Doppelzimmer werden zurzeit in schöne Einzelzimmer umgebaut. Weiterhin sind die Einrichtungsgegenstände auf einen modernen Standard. Ebenso stehen alle nötigen Hilfsmittel zur Verfügung. Aber auch die pädagogische Betreuung kann keinen Stillstand vorweisen. Auch in dieser Hinsicht hat sich viel getan. Wir arbeiten inzwischen seit vielen Jahren nach dem GBM (Gestaltung der Betreuung von Menschen mit Behinderung), können ein Qualitätshandbuch vorweisen und bieten allen Mitarbeitern vielfältige Fortbildungen an. Für unsere Bewohner gibt es u.a. ein Freizeitwerk, welches verschiedene wöchentliche Angebote unterbreitet und aus denen die Bewohner je nach Interesse für sich auswählen und teilnehmen können. So z.B. Ausflüge in die nähere Umgebung zum Wandern, zu Feste und Feiern, zu Gottesdiensten, zum Einkauf und zum Schwimmen aber auch Angebote vor Ort zum gemeinsamen Kochen und Backen, zu Gesprächsrunden und vieles andere mehr.

Rundum, macht es Spaß zu zusehen, wie sich die Samariteranstalten im Laufe der Jahre weiter entwickeln, sich modernisieren und für die uns anvertrauten Bewohner ein qualitativ hochwertiges zu Hause bieten. Ich bin froh und stolz, schon so viele Jahre hier arbeiten zu dürfen.

■ Simone Kutzker

Älter werden im Beruf

Ja, alle werden wir älter. Sind es nun die zu Betreuenden oder die Mitarbeiter, welche seit vielen Jahren den Alltag der Bewohner begleiten.

Seit gut 15 Jahren arbeite ich im Erwachsenenwohnbereich und habe bereits viele Neuerungen miterlebt. Waren es nun bauliche, personelle oder strukturelle Änderungen, jede hatte ihren Reiz und Anspruch. Beispielsweise erhöhte sich im Laufe der Jahre die Gruppenstärke, aber auch die Personalkapazität stieg. Dies ging einher mit dem ansteigenden Hilfebedarf jedes einzelnen Bewohners. Im Laufe der Jahre ist die medizinische Versorgung ebenso gewachsen, d. h. dass es für viele Tätigkeiten Hilfsmittel gibt, welche den Alltag erleichtern.

Beim Älter werden im Beruf steht nicht nur der jeweilige Mitarbeiter in der Verantwortung, auch das betriebliche Gesundheitsmanagement. Gemessen am demographischen Wandel benötigen auch die Mitarbeiter Unterstützung. So könnte z.B. wieder über eine Regelung zur betrieblichen Altersteilzeit nachgedacht werden, welche es in den Samariteranstalten bereits gab. Der älter werdenden Mitarbeiter hätte dann die Möglichkeit, durch eine Reduzierung der körperlichen Beanspruchung und Belastung, aktiv bis zum Erreichen der gesetzlichen Rente am Arbeitsleben teilzunehmen. Gleichzeitig sichert sich der Betrieb das Wissen und die Erfahrung älterer Beschäftigter.

■ Alexandra Lindeke

Von Schlafsälen zu Einzelzimmern

Als ich vor über dreißig Jahren im Alter von 17 Jahre meinen Dienst in den Samariteranstalten begonnen habe, bin ich nicht mit dem Gedanken gekommen „Hier mal alt zu werden“

Herzlich und prüfend wurde ich von den Schwestern und Bewohnern aufgenommen. Ich war ganz erschrocken, wie viele Frauen in einem Raum schliefen, Bett an Bett eng aneinander gereiht. Jeder hatte sein kleines Versteck darin z.B. unter dem Kopfkissen, Laken oder Matratze, wo die kleinen persönlichen Dinge, die dem einzelnen Bewohner wichtig waren, aufbewahrt wurden.

Acht bis zehn Frauen schliefen in dem Schlafsaal der durch Kleiderschränke geteilt war, in dem die sogenannten „Sonntagssachen“ gelagert wurden. An der einen Wand war eine Reihe mit Waschbeken befestigt, da der Schlafsaal gleichzeitig auch als Waschraum diente. In der gleichen Etage befand sich 1 Bad mit einer Badewanne, die von über 30 Frauen benutzt wurde. Es gab einen festgelegten Badetag in der Woche, der aus organisatorischen Gründen zeitlich begrenzt war. Unter einfachsten und erschwerten Bedingungen wurden die Frauen in die Wanne gehoben, Hilfsmittel wie Lifter gab es zu dieser Zeit noch lange nicht.

Eine neue Lebensqualität durch Schaffung einer Privatsphäre für jeden einzelnen Bewohner.

Wir zeigten uns kreativ und nutzten einen einfachen Holzstuhl, um unsere Bewohner in die Wanne zu helfen. Da war Muskelkraft gefragt, oft stieß man an seine körperlichen Grenzen.

Ende der 80er Jahre war es soweit, die ersten Umbaumaßnahmen wurden begonnen. Unter erschwerten Wohnbedingungen auf engstem Raum wurde gewohnt und geschlafen bis die Baumaßnahmen abgeschlossen waren. Hierbei fungierte die ehemalige Kleiderkammer als Wohn- und Schlafräum.

Anfang der 90er Jahre hatten die ersten Bewohner ein Einzelzimmer und ein separates Bad. Diese Bäder waren dann mit Hubbadewanne und Lifter ausgestattet. Das hieß eine große Entlastung für die Bewohner, aber auch für meine Kollegen und mich als Mitarbeiter.

In den darauf folgenden Jahren wurde das alte Wirtschaftsgebäude, in der sich die Zentralküche, die Kleiderkammer, die Nähstube und Mitarbeiterwohnungen befanden, umgebaut zu dem heutigen Haus Posen.

1996 bezogen einige Bewohner und Kollegen neben mir in das sanierte heutige Haus Posen. Seit dem bin ich in Posen 2 und hatte somit Gelegenheit und große Freude, mit den Bewohnern die neuen Zimmer zu beziehen und individuell zu gestalten. Auch die Bäder wurden weiter optimiert. Hier hat heute jeder Bewohner sein eigenes Fach, in dem die persönlichen Pflegeprodukte aufbewahrt werden. Die Zimmer wurden mit dem Bewohner gemeinsam gestaltet, hierbei entstanden ganz neue Verstecke für die kleinen persönlichen Geheimnisse.

Bis heute ist es den Samariteranstalten gelungen, den Bewohnern ein richtiges zu Hause zu geben, in dem man sich wohl und zu Hause fühlen kann. Eine neue Lebensqualität durch Schaffung einer Privatsphäre für jeden einzelnen Bewohner. Ein zu Hause, in dem man alt werden kann und möchte. Heute fördern wir das weiter durch die Selbstbestimmung und schaffen somit einen noch größeren Raum für die Bewohner, um sich wohlfühlen zu können.

■ Petra Thoms

Veränderungen

Als ich im Jahr 1994 in den Samariteranstalten meine Arbeit begann, wurde ich im Wilhelminenhof eingesetzt. Damals war der Wilhelminenhof noch ein relativ altes und kleines Gebäude über 3 Etagen, in dem 15 Bewohner lebten. Und auch wenn nicht alles auf dem neusten Stand war, fühlten sich die Bewohner und Mitarbeiter dort wohl. Keiner konnte sich vorstellen, dass es dieses Haus, so wie es war, einmal nicht mehr geben sollte. Und doch war es so. Irgendwann wurde das alte Gemäuer abgerissen und an seiner Stelle ein moderner Neubau errichtet.

Und so gab es in den Jahren weitere bauliche Veränderungen. Nicht immer wurde etwas weggerissen, um etwas Neues aufzubauen. So z.B. der Rosalienhof, indem ich ebenfalls ein paar Jahre gearbeitet habe. Dort wurde im Haus vieles verändert, die Sanitärebereiche erneuert, Windschutztüren gebaut, eine Feuertreppe an das Haus angebracht. Wenn nur der alte Zustand des Hauses bekannt war, musste man sich nach den Umbauarbeiten teilweise völlig neu orientieren.

Das Pfuhlhaus (ehemalige Unterkunft für Auszubildende) wurde abgerissen und neue Schulhäuser für die Burgdorf-Schule entstanden neben dem Lutherhaus. Gegenüber dem Hauptgelände der Samariteranstalten entstand das Altenpflege-Wohnheim „Katharina von Bora“, sodass nach dem Auszug der Diakonissen und der alten Menschen aus dem Lutherhaus und dem Marienheim, auch diese beiden Häuser umgebaut wurden und neu genutzt werden konnten. Später wurde dann das Lasiushaus durch einen Schulgebäudekomplex ersetzt und dort wo das Sand-schloss stand, ist jetzt Wiese und der Eingangsbereich zur Kirche. Im letzten Jahr wurde dann das neue Verwaltungsgebäude an der Langewahler Straße eingeweiht. Und so könnte man sicherlich noch viele bauliche Veränderungen aus den letzten Jahren benennen. Nicht immer ist es leicht, die während der Baumaßnahmen resultierenden Einschränkungen zu akzeptieren, aber wenn das Ergebnis am Ende stimmig ist, freut sich doch jeder.

So sehen auch wir, die Bewohner und Mitarbeiter aus Posen 1, das Resultat aus mehreren Wochen Umbauarbeiten im Wohnbereich als gelungen an und es ist gut, dass nun bald jeder Bewohner ein eigenes Zimmer sein eigen nennen kann.

■ Diana Karpinski



Kerzen, Gebete, Friedliche Revolution

Fall der Mauer und die Überwindung der deutsch-deutschen Grenze sind Wunder, die ich erleben durfte, für die ich Gott unendlich dankbar bin.

Wenn ich zurückschaue auf die Jahre 1989 und 1990, dann kommt mir das Erlebte immer wieder wie ein Wunder vor. Ja, es war für mich ein Wunder, dass die Berliner Mauer fiel. Diese Mauer war mit ihrem Beton, mit der Lebensgefahr für alle, die sie zu überwinden suchten, ein Bild für die harte, oft menschenverachtende Politik der DDR. Zu Fall gebracht wurde sie vom Osten. Mutige Menschen ließen sich am 9.11.1989 nicht abweisen, sie strömten zueinander nach Jahrzehnten der Trennung, lagen sich in den Armen. Die Mauer selbst wurde zu einem Ort der Begegnung.

Viele Menschen meiner Generation haben über die offene Grenze in Berlin und auch noch nach dem Bau der Mauer die DDR verlassen. Meine Frau und ich wollten bleiben, wollten in der DDR als Pfarrer arbeiten. Wir suchten bei der Arbeit nach Freiräumen für den Glauben und das Denken, für die kirchliche Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Es war eine Arbeit, bei der es darauf ankam, die Grenzen weit zu stecken. Mich hat in den Jahren des Dienstes ein Bibelwort besonders begleitet: Gott hat uns nicht gegeben der Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit (2. Timotheus 1,7).

Seit 1989 konnten wir in der Kirche eine Aufgabe übernehmen, die zu einem Beitrag in der Friedlichen Revolution wurde. Ich war von Anfang an dabei. Wir haben selbstverständlich Kirchen geöffnet, haben Raum gegeben und uns beteiligt am gemeinsamen Suchen nach Veränderungen in der Gesellschaft, in der Politik, haben gemeinsame Protestaktionen geplant und darauf geachtet und dafür ge-

sorgt, dass nur gewaltfreie Mittel und Wege gewählt wurden. Was auch gelang, Gott sei Dank. Wir fanden Mitstreiter und Weggenossen außerhalb und innerhalb der Kirche. So sind wir Schritt für Schritt gegangen, haben das jeweils Mögliche getan und Unmögliches nicht von vornherein ausgeschlossen. Gott sei Dank! Ich denke auch heute noch mit Bewunderung an den Mut vieler Menschen, an ihr freiwilliges, phantasievolles Engagement.

Im Rückblick stellt es sich dar wie ein logischer Weg, bei dem sich Stufe an Stufe, Etappe an Etappe, Aktion an Aktion knüpfte – bis das DDR-System zusammenbrach. Im Erleben, im Gestalten war es ein offener Prozess, von dem wir nicht wussten, wohin er führen und wie alles enden wird.

Erklären will ich, wer mit „wir“ gemeint ist. Wir waren eine kleine informelle kirchliche Gruppe, die sich je nach den anstehenden Aufgaben zusammenfand. Dazu gehörten Pfarrer Mieke, Pfarrerin und Pfarrer Nagorsnik, Pfarrerin Winkler und Pfarrer Petzold. Als wir als Einladende und verantwortlich für Veranstaltungen auftraten, nannten wir uns „Kirchliche Initiativgruppe“.

Bei vielen Vorhaben war ich in der Rolle des Verantwortlichen. Das war keine festgeschriebene Funktion, sondern eine jeweils abgesprochene Regelung. Wir meinten, dass ein Pfarrer bei bestimmten Aufgaben und Vorhaben durch die Kirche besser geschützt ist. Unsere Bereitschaft, unsere Ideen, unsere Perspektive

für die Veränderungsprozesse erwachsen aus den Erfahrungen bisheriger kirchlicher Arbeit.

In Fürstenwalde wurde die kirchliche Friedensarbeit zu einem Schwerpunkt meiner Arbeit. Ich leitete den regelmäßig von der Stasi kontrollierten Friedensarbeitskreis, begleitete und unterstützte Kinder und Jugendliche bei ihrem Nachdenken und ihren Aktionen. Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung waren die Orientierungspunkte dieser Arbeit, die in den jährlichen Friedensdekaden und in öffentlichen Friedensgebeten und Aktionen ihren Ausdruck fanden. Kerzen und Gebete in oder außerhalb von Kirchen waren dabei wichtige Zeichen.

Bei den Friedensgebeten in der Friedensdekade waren es überwiegend Jugendliche, die sich Tag für Tag in der Kirche trafen. Kerzen erleuchteten den dunklen Raum, schufen eine Atmosphäre, in der man von bedrückenden Erfahrungen in der Schule oder am Arbeitsplatz und von den Sorgen um die Zukunft unserer Welt sprechen konnte. Oft kam es zu Konflikten in der Schule oder mit staatlichen Stellen. Die biblische Vision „Schwerter zu Pflugscharen“ wurde zum Zeichen der kirchlichen Friedensarbeit. Besonders Kinder und Jugendliche, die dieses kleine Zeichen öffentlich trugen, waren massiven Repressalien ausgesetzt. In Schulen war es verboten, das Zeichen zu tragen, in der Öffentlichkeit nicht geduldet. Die Hoffnung auf eine Beendigung des Wettrüstens und der Bedrohung durch Mas-

senvernichtungswaffen, der Militarisierung des Bildungswesens, die Suche nach alternativen Wegen zum Frieden wurden als staatsfeindlich angesehen.

1989 war in vieler Hinsicht ein bedrückendes Jahr: Auf dem IX. pädagogischen Kongress der DDR wurde nach den Vorgaben der Partei als Bildungsziel die Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten formuliert. Da gab es keine offene Diskussion über Wege in die Zukunft, keine gemeinsame Suche nach Wegen aus der ökologischen und wirtschaftlichen Krise. Es gab nur Freund oder Feind. „Der F. gehört zu den negativ-reaktionären Kirchenkreisen in Fürstenwalde.“ steht in meiner Stasi-Akte.

1989 war auch das Jahr, in dem der friedliche Protest von Studenten und jungen Leuten in Peking mit brutaler militärischer Gewalt niedergeschlagen wurde. Hunderte kamen dabei ums Leben. Es war für uns empörend und unbegreiflich, dass die Staatsführung der DDR die gewaltsame Niederschlagung der Proteste begrüßte.

Während des ganzen Jahres lief die Kampagne zur Vorbereitung der Feier des 40. Jahrestages der DDR. Tag für Tag wurden die Erfolge des Sozialismus, die Friedenspolitik, die Überlegenheit des Systems in allen Medien gepriesen. Es war gespenstisch, weil die tatsächliche wirtschaftliche Lage, die vielen Missstände und die Reformunfähigkeit der Partei- und Staatsführung offensichtlich waren.

Für den 7. Oktober, den 40. Jahrestag der DDR haben wir eingeladen zu einem Gottesdienst für alle, die diesen Tag nicht feiern wollten. Mit dem Gottesdienst in der übervollen Martin-Luther-Kirche in Fürstenwalde-Süd begannen wir, öffentlich Verantwortung zu übernehmen für Proteste und Aktionen in Fürstenwalde. Es begann auch hier mit Kerzen und Gebeten. Ich leitete den Gottesdienst. Feldsteine und Stacheldraht lagen vor dem Altar. Viele nahmen einen Stein in die Hand und sprachen aus, was sie belastet, redeten über die unerträgliche Situation in der DDR über den Verlust von Freunden, die das Land verlassen hatten. Viele zündeten Kerzen an und sprachen von Ihrer Hoffnung für die Zukunft, sprachen ein Gebet. Es war ein bewegender und ermutigender Gottesdienst, den ich nicht vergessen werde.

Kerzen und Gebete gehörten von nun an als Zeichen des friedlichen Protestes und als Zeichen der Hoffnung zu den Veranstaltungen der Kirchlichen Initiativgruppe: zu den Friedensgebeten, den öffentlichen Diskussionen, zu den monatlichen Gebeten für unser Land in der Dom-Notkirche, zu Kundgebungen und Demonstrationen. So wurde die Kirche zu einem wichtigen Ort der Information und der Ermutigung. Die neuen politischen Gruppen hatten die Möglichkeit, über ihre Arbeit zu informieren. Grundsatz war: Alle Proteste und Aktionen erfolgen nur mit friedlichen Mitteln und ohne Anwendung von Gewalt.

An zwei besondere Ereignisse will ich noch erinnern: Am 3.11.1989 fand abends eine Kundgebung am Fürstenwalder Dom statt. Das Pfarrehepaar Ute und Heino Winkler hatte sie gemeinsam mit anderen vorbereitet. Der Kirchenkreis hatte sie unterstützt. Etwa 5000 Menschen strömten zusammen, hatten selbstgestaltete Transparente dabei und Kerzen in den Händen. Alle Parteien und politischen Gruppen hatten Rederecht. Der Abend war eine friedliche Aktion und deutliches Zeichen, dass Veränderungen in der DDR dringend und bald kommen müssen. Die alten Parteien und die lokalen Machthaber hatten das noch nicht begriffen.

Für den 11. November bereitete die Kirchliche Initiativgruppe eine Demonstration vor. Viele sagten zu uns: Es wird höchste Zeit, dass wir auch bei uns auf die Straße gehen. Nun sollte es 2 Tage nach der Maueröffnung sein. Die Vorbereitung war schwierig, weil die Volkspolizei anfangs jegliche Mitwirkung ablehnte. Viele Engagierte aber ließen uns wissen: Wir werden dabei sein. Wir gestalten Plakate. Wir helfen bei der Werbung. Es ist unsere Demonstration.

Kurz vor dem Termin der Demonstration war die Volkspolizei doch zu einer Sicherheitspartnerschaft bereit. So begann die Demonstration am 11. November um 10.30 Uhr auf dem Parkplatz gegenüber der Polizei. Die Rede zur Eröffnung konnte ich über den Lautsprecherwagen der Volkspolizei halten. Von Fürstenwalde Süd aus zogen wir in einem langen, ständig wachsenden Zug mit vielen Transparenten, in fröhlicher, hoffnungsvoller Stimmung durch die Stadt bis zum Bahnhof und von dort zum Alten Rat-

haus. Etwa 9000 waren wir zum Schluss. Auf der Grünfläche beim Rathaus wurden die Transparente aufgestellt – zur Freude vieler Fürstenwalder.

Friedlich, ohne Gewalt ging die erste freie Demonstration in Fürstenwalde zu Ende. Sie war ein großartiges lokales Ereignis der Friedlichen Revolution, für uns ein wichtiges Zeichen der Hoffnung. Die Kirchliche Initiativgruppe hat sich in dieser Zeit und später am Runden Tisch weiter für Veränderungen und die Neugestaltung unserer Gesellschaft eingesetzt. Gott hat in dieser besonderen Zeit seine schützende Hand über uns, über unsere Stadt, über unser Land gehalten und uns friedliche Wege geführt. Gott sei Dank!

Dankbar erinnere ich mich daran, dass wir immer mit vielen Engagierten unterwegs waren, die mit uns beraten, geplant, vorbereitet und protestiert haben. Dazu gehörten viele Mitarbeiter der Samariteranstalten. Die Einladung zu unserer ersten Demonstration haben für die Kirchliche Initiativgruppe Ute und Heino Winkler, Heidrun und Burkhard Petzold und ich unterschrieben. Unsere Namen stehen für alle, denen wir für ihren Mut und ihr großes Engagement Dank schulden.

■ Eckhard Fichtmüller

ZUR PERSON

Eckhard Fichtmüller, Superintendent i.R., geboren 1940 in Kloster Zinna, 1959 Abitur, Studium der Theologie an der Humboldt-Universität Berlin, nach Vikariat und 2. theologischen Examen 1968 erste Pfarrstelle in Grunow, Kirchenkreis Beeskow, neben der Gemeindeführung Kreisjugendpfarrer und kirchliche Solidaritätsarbeit.

Ab 1980 Fürstenwalde-Süd: Pfarrer in der Martin-Luther-Gemeinde, Kreisjugendpfarrer, Superintendent, 2003 Ruhestand, 10 Jahre Mitglied der Härtefallkommission des Landes Brandenburg.

Seit 1990 Arbeit in der Initiativgruppe Internierungslager Ketschendorf, bis Ende 2014 Vorsitzender des Kuba-Berats des Berliner Missionswerks.

Verheiratet mit der Theologin Petra geb. Resch, 4 Töchter, 10 Enkel

Die Belasteten

Eine Gesellschaftsgeschichte, verfasst vom Historiker Götz Aly, ein Buch, in dem es – ganz anders, als es der Titel vermuten lässt – um die Euthanasie in den Jahren von 1939 bis 1945 geht.

Das Buch erschien im Jahre 2012, mehr als 30 Jahre sollten vergehen, bis es endlich veröffentlicht werden konnte. Herr Aly begann seine Auseinandersetzung mit diesem Thema im Jahre 1981 und musste viele Hindernisse überwinden, um die Geschichten und Leidenswege von über 200000 ermordeten Deutschen aufzeigen zu können. Sie mussten sterben, weil sie psychisch krank waren, als aufsässig, erblich belastet oder verrückt galten.

In den frühen 1980- Jahren, als Götz Aly mit der Arbeit an diesem Thema begann, benötigte er nach seinen eigenen Aussagen viel Hartnäckigkeit und „kriminalistischen Spürsinn“. Zwar gab es viele Archive, aber sie waren häufig verschlossen oder nicht zugänglich, die Akten teilweise nicht gesichert. Auf seiner Spurensuche begegnete Herr Aly Krankenhausdirektoren, die behaupteten, dass Einzelheiten über Leben und Tod der Ermordeten unter das Arztgeheimnis und – besonders empörend und schwer auszuhalten – Angaben über Mörder unter gesetzliche Sperrfristen fallen würden. Götz Aly widmet dieses sehr persönliche Buch seiner schwer behinderten Tochter Karline.

Ich habe sehr lange gebraucht, um dieses Buch zu lesen. Anders als sonst gestaltete sich die Lektüre nicht flüssig oder fließend, zu schwer waren die Inhalte, die Fakten; Zahlen und Namen belasteten mich sehr. Natürlich hatte ich schon frü-

her, im Geschichtsunterricht oder an der Uni während meines Studiums von den Euthanasiemorden während des Nationalsozialismus gehört, doch liest es sich ganz anders, wenn Götz Aly die Opfer sprechen lässt, wenn diese plötzlich einen Namen haben oder ihre Geburts- und Sterbedaten dokumentiert werden. Oder wenn er aufzeigt, wie sich Verwandte, Ärzte oder Krankenschwestern verhielten, ein Personenkreis, der den hippokratischen Eid geschworen hat oder zu dem viele der Opfer besonderes Vertrauen hatten, weil es die Familie war.

Das Mordprogramm begann im August 1939. Damals wurde der Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden gegründet. Angeblich diente er als Sammelstelle für Daten zum Beispiel missgebildeter Neugeborener, um diese dann zum Zwecke von Prävention oder Therapie auswerten zu können. In Wahrheit jedoch hatte dieser Reichsausschuss von Beginn an die Aufgabe, Kinder, welche an gravierenden Behinderungen litten, töten zu lassen.

Die Morde an erwachsenen Geisteskranken leitete nach außen hin ebenfalls die Medizinalabteilung des Reichsinnenministeriums ein. Dies geschah im September desselben Jahres. Zunächst erfasste man nicht den Einzelnen, sondern sämtliche im Reichsgebiet befindlichen Anstalten, in denen psychisch Erkrankte oder behinderte Menschen lebten, etwas

später folgte die individuelle Erfassung eines jeden Patienten. Götz Aly verweist darauf, dass hier präzise nach Aufenthaltsdauer, bestimmten Diagnosen, Pflegebedürftigkeit, Arbeitsfähigkeit oder nach Religionszugehörigkeit gefragt wurde.

Vor der Lektüre dieses Buches war mir nicht bewusst, dass die Euthanasiemorde auch einen wirtschaftlichen Hintergrund hatten. So geht aus Alys Buch hervor, dass Hitlers Leibarzt Morell Berechnungen anstellte, was die Pflege behinderter Menschen und deren Versorgung mit Nahrungsmitteln kostete und wie dieses Geld für andere Zwecke ausgegeben werden könnte: „...durch die Vernichtung dieser sogenannten nutzlosen Esser wäre die Möglichkeit gegeben, weitere Ärzte, Pfleger (...) und anderes Personal, Krankenbetten und andere Einrichtungen für die Wehrmacht freizumachen...“ (Zitat nach Kaiser u.a.<Hrsg.>, *Eugenetik, Sterilisation, Euthanasie* (1992), S.250)

Folgt man Morells Modellrechnung, so schreibt der Historiker, dann ergab der Mord an 200000 kranken und geschädigten Deutschen bis 1945 ein anderweitig verfügbares Kapital von acht Milliarden Reichsmark (zum Vergleich: Der Staatshaushalt des Deutschen Reiches betrug 1933 gut 5,5 Mrd. Reichsmark). Götz Aly dokumentiert in seinem Buch, dass bei geistig behinderten Erwachsenen oft präzise berechnet wurde, ob sie im Falle

von Arbeitsfähigkeit in der Lage gewesen sind, die Kosten für ihre Unterkunft und Verpflegung zu erwirtschaften. Wenn ja, bedeutete dies eine Überlebenschance, ein Nein war ihr sicheres Todesurteil.

Den nationalsozialistischen Politikern war durchaus daran gelegen, die Mehrheit der Deutschen für ihre Vorhaben zu gewinnen. In einer Denkschrift mit dem Thema „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ skizzierte der oben bereits erwähnte Morell den Passus der aktiven Sterbehilfe, welcher, so Aly, den Kreis der Betroffenen definierte: (Zitat, entnommen dem Buch) „Das Leben von Geisteskranken, die von Geburt an oder mindestens seit einem bestimmten Lebensjahr so schwer körperlich oder geistig missgebildet sind, dass sie nur durch dauernde Pflege am Leben erhalten werden können (...), kann nach Maßgabe des Gesetzes über die Vernichtung lebensunwerten Lebens durch ärztlichen Eingriff verkürzt werden.“ Neben dem pflegerischen Aufwand wurden zwei weitere Kriterien benannt: Zum einen die körperliche Missgestalt, sofern deren „Anblick in der Öffentlichkeit Schauder“ erzeuge oder zum anderen die Kontaktfähigkeit der potentiellen Opfer zur „menschlichen“ Umwelt.

Besonders schwer zu ertragen sind die Fakten, welche der Historiker über Ermordung von Kindern zusammengetragen hat. Götz Aly verweist im Kapitel „Um eine Gewissenslast erleichtert“ darauf, dass zum Beispiel den Eltern von 200 behinderten Kindern ein Fragenkatalog zugeschickt wurde, in dem es um die Antworten zu folgenden Fragen ging: 1) Würden Sie auf jeden Fall in eine schmerzlose Abkürzung des Lebens Ihres Kindes einwilligen, nachdem durch Sachverständige festgestellt ist, dass es unheilbar blöd ist?

Wer diese Frage mit Nein beantwortete, hatte sich den nachfolgend genannten Zusatzfragen zu stellen:

2) Würden Sie diese Einwilligung nur für den Fall geben, dass Sie sich nicht selbst um Ihr Kind kümmern können, zum Beispiel für den Fall Ihres Ablebens?
3) Würden Sie Ihre Einwilligung nur geben, wenn das Kind an heftigen körperlichen und seelischen Schmerzen leidet?

Die vierte und letzte Frage lautete:

4) Wie stellt sich Ihre Frau zu den Fragen 1-3?

Die Auswertung der Fragebögen ergab: 119 Eltern antworteten auf die erste Frage mit Ja, 43 mit Nein. Von diesen 43 Eltern beantworteten nur 20 die beiden nachfolgenden Fragen auch mit Nein. Ausschließlich und uneingeschränkt lehnten es demnach nur zehn Prozent der Befragten ab, in die „Abkürzung des Lebens“ ihrer Kinder einzuwilligen.

Die aufgezeigten Fakten dieses Buches sind unerträglich. Es gab nur wenige Menschen, welche sich gegen die Euthanasie morde stellten und aufbegehrt. Zu ihnen zählte der Hausvater Heinrich Hermann, welcher die Taubstummenanstalt Wilhelmsdorf bei Ravensburg leitete. Er schrieb im August des Jahres 1940 an das Reichsinnenministerium: (Zitat nach Bing-von Häfen, Zieglersche Anstalten 2011, S.79f) „Ich habe einfach die Überzeugung, dass die Obrigkeit mit der Tötung gewisser Kranker Unrecht begeht. (...) Es tut mir leid, aber man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ich bin bereit, Folgen meines Ungehorsams auf mich zu nehmen.“ Götz Aly verweist darauf, dass dem Hausvater Herrmann nicht das Geringste passierte, so blieb er bis 1947 Leiter dieser Anstalten.

Im Buch wird auch auf das Schicksal behinderter Menschen verwiesen, welche ihr Leben der Energie, der Courage und der Liebe ihrer Eltern verdanken. So schreibt Aly über Ernst Weiss, welcher im Jahre 2009 im Alter von 89 Jahren verstorben ist. Er verdankte das Überleben seiner ledigen Mutter Frida Weiss, welche regen Kontakt zu ihrem Sohn

hielt, sie besuchte ihn regelmäßig im Abstand von 14 Tagen, erbat kontinuierlich Auskünfte über sein Befinden. Da die Direktoren der Anstalten daran gebunden waren, Entlassungsanträgen von Angehörigen in jedem Fall zu entsprechen, bedeutete dies eben auch, dass Eltern ihren Kindern oder Geschwister einander beistehen und so Leben retten konnten.

Viele der im Buch beschriebenen Schicksale berührten mich zutiefst. Unvorstellbar, wozu Menschen fähig waren, wie am Schreibtisch die Tötung abertausender Menschen berechnet und schließlich von Ärzten oder Pflegern durchgeführt wurde. Unvorstellbar, dass Eltern der Ermordung ihrer Kinder zustimmen konnten.

Die Lektüre von „Die Belasteten“ lässt verständlich werden, was untrennbar mit der deutschen Geschichte verbunden ist. Gleichzeitig erscheinen die aktuellen Debatten über Sterbehilfe, welche im Bundestag geführt und in den Medien ausführlich besprochen werden, in einem anderen Licht.

Götz Aly hat ein bemerkenswertes Buch geschrieben, er hat beharrlich recherchiert, hat seine Forschungen auch oder gerade trotz erheblicher Vorbehalte und Widerstände verschiedener Institutionen vorangetrieben. Es sollte unbedingt zur Pflichtlektüre in unseren Schulen und Universitäten werden, denn es hilft, Geschichte besser zu verstehen und eigene Ansichten und Haltungen auch zu aktuellen Themen von Politik und Gesellschaft zu entwickeln.

■ Anke Lüth

Unvorstellbar, wozu Menschen fähig waren, wie am Schreibtisch die Tötung abertausender Menschen berechnet und schließlich von Ärzten oder Pflegern durchgeführt wurde. Unvorstellbar, dass Eltern der Ermordung ihrer Kinder zustimmen konnten.



die Präsentationen fanden reges Interesse

„Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor!“

Warum das Motto der Jubiläumskampagne der Aktion Mensch 2014 jahresübergreifend auch eine ganze Menge mit der aufwind gGmbH zu tun hat

Initiiert von der Aktion Mensch und unterstützt von den freien und evangelischen Wohlfahrtsverbänden (Diakonie, Caritas, Arbeiterwohlfahrt, Deutsches Rotes Kreuz u.a.) kamen am Europäischen Protesttag zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung am 5. Mai 2014 tausende Bürgerinnen und Bürger zusammen, um für das selbstverständliche Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung einzutreten. Und anlässlich ihres 50jährigen Jubiläums lud die Aktion Mensch darüber hinaus gemeinsam mit ihren Partnern vom 26. April bis zum 11. Mai 2014 zu rund 750 „Cafés der Inklusion“ in ganz Deutschland ein, um das selbstverständliche Miteinander weiter voranzubringen, Berührungspunkte abzubauen und mehr Möglichkeiten für Begegnung und Austausch von Menschen mit und ohne Behinderung zu schaffen.

Am 6. Mai war die aufwind gGmbH im Spitzkrug-Multi-Center (SMC) Gastgeber des „Café der Inklusion“ in Frankfurt (Oder). An den Aktions- und Informationsständen kamen Besucher, Klienten und Mitarbeitende ins Gespräch zu Themen wie Teilhabe und Barrierefreiheit. Es war eine gelungene und fröhliche Veranstaltung. Einen Bericht dazu und Fotos von diesem Tag finden Sie, liebe Les-

rinnen und Leser, unter www.aufwind-assistenz.de/Aktuelles.

Mit dem Titelthema dieser „Unterwegs“ hat die letztjährige Jubiläumskampagne der Aktion Mensch und das „Café der Inklusion“ der aufwind gGmbH deshalb zu tun, weil wir am 21. Januar am Standort Frankfurt (Oder) eben unter dem Motto „Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor!“ Angehörige, gesetzliche Betreuer, Mitarbeiter der Sozialämter und Partner aus sozialen und kulturellen Einrichtungen der Region zum 2. Neujahrstreffen einluden.

Transparenz ist uns in der Zusammenarbeit mit unseren Partnern wichtig, denn das schafft Vertrauen in unsere Kompetenz. Deshalb wollen wir seit 2011 an den Standorten Frankfurt (Oder) und Fürstenwalde einmal im Jahr „Miteinander ins Gespräch kommen“, so stand es bis zum Frühjahr 2013 auf der Einladung, jeweils angedacht in entspannter Atmosphäre bei Kaffee und Kuchen als ungezwungene Gesprächsrunde über Erreichtes, über Perspektiven und Erwartungen. Mit der Resonanz waren wir aber nicht ganz zufrieden, für den recht hohen organisatorischen Aufwand folgten insgesamt zu wenige Gäste unseren Einladungen.

Was also können wir besser machen? Wie gelingt es uns, noch mehr Partner für unsere Arbeit zu interessieren, sie neugierig zu machen auf das, was unseren Betreuungsalltag ausmacht? Als Ergebnis unserer Überlegungen laden wir seit 2014 jeweils im Januar zum Neujahrstreffen ein und freuen uns seitdem über ein noch positiveres Feedback unserer Gäste, der Klienten und der Mitarbeitenden. Und wir haben uns entschieden, jedes Neujahrstreffen unter ein besonderes Thema zu stellen, es gemeinsam mit unseren Klienten in Wort und Bild zu präsentieren und dann „Miteinander ins Gespräch zu kommen“, ganz in der Tradition unserer bisherigen jährlichen Zusammenkünfte.



Gespräche in stimmungsvoller und angenehmer Atmosphäre

Bei unserer Premiere am Standort Frankfurt (Oder) im vergangenen Jahr thematisierten wir die „Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben“ und berichteten unseren Gästen von den begleiteten Freizeitangeboten 2013. Die Diashow und die Fotoaufsteller über unsere mehrtägige Radtour nach Polen, den Klientenurlaub in Binz, den Besuch der Landesgartenschau in Prenzlau oder des Schlosses Sanssouci in Potsdam u.a. Aktivitäten fanden bei unseren Gästen großes Interesse und lobende Anerkennung. Und wir als Mitarbeitende fühlten uns durch die bisher nicht erlebte Anzahl an Gästen bestätigt in unserer Entscheidung, unseren Gesprächsangeboten einen besonderen, festlichen Rahmen zu geben.

Das diesjährige Neujahrstreffen am Standort Frankfurt (Oder) war und ist im Bewusstsein der Mitarbeitenden nochmals eine Steigerung zu den guten Erfahrungen des Vorjahres. Mit dem Thema „Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor!“ spannten wir den Bogen von unserem Aktionstag im SMC über die ganz persönliche Reflexion des Jahres 2014 unserer Klienten bis hin zu ihren Erwartungen, Wünschen und Zielen im Jahr 2015 und darüber hinaus. Die dazu gestaltete Präsentation und die Aufsteller mit Bildern und Texten zu unseren Aktivitäten im vergangenen Jahr waren für unsere Gäste sehr beeindruckend und weckten noch mehr Interesse an unserer Arbeit. Die Gespräche in stimmungsvoller und angenehmer Atmosphäre hatten den wichtigen Nebeneffekt, dass man – so äußerten sich mehrere Teilnehmer – endlich mal Gelegenheit hatte, Namen Gesichter zuzuordnen, sich also persönlich kennenzulernen. Mitarbeitende sprachen hinterher auch von einer „inneren Zufriedenheit“ und von einer erlebten „Wertschätzung der Arbeit“. Die Räumlichkeiten in den Büros im Südring-Center Frankfurt (Oder) waren mit ca. 50 Gästen, Klienten und Mitarbeitenden mehr als gut ausgefüllt.

„Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor!“ Ein treffenderes Fazit kann an dieser Stelle nicht gezogen werden. Und so freuen wir uns auf das Neujahrstreffen im nächsten Januar, zu dem wir uns ganz bestimmt wieder etwas Besonderes einfallen lassen werden.

■ **Andreas Dittkrist**

1. Gesundheitstag

Wir laden Sie zum 1. Gesundheitstag am 24.04.2015 von 9:30Uhr bis 16:00 Uhr ein.

Liebe Mitarbeiter/innen, erinnern Sie sich noch an unsere Mitarbeitervollversammlung im November 2014. Da stellten wir Ihnen das Angebot des Schwapp vor, bei dem Sie als Mitarbeiter den Firmentarif nutzen können. Wir berichteten Ihnen auch darüber, dass wir mit dem Vorstand der Samariteranstalten noch in Verhandlung sind, ob der Betrieb Gesundheitsmaßnahmen der Mitarbeiter finanziell unterstützen könnte. Wir mussten leider feststellen, dass die Umsetzung unserer einstigen Idee schwer zu verwirklichen ist und durch Steuerrechtliche Vorgaben nur ein Teil der Zuwendung beim Mitarbeiter ankommt.

Wir möchten Sie jetzt zum 1. Gesundheitstag für Mitarbeiter/innen in den Samariteranstalten am 24.04.2015 von 9:30 Uhr bis 16:00 Uhr einladen.

Durch Gespräche und Recherchen entstand die Idee, einen Gesundheitstag in unserer Einrichtung anzubieten. Der Vorschlag wurde positiv vom Vorstand aufgenommen und die Mitarbeitervertretung (MAV) damit beauftragt, die Organisation zu übernehmen. Da wir noch nicht darüber berichten können, wie Mitarbeiter den Gesundheitstag genutzt haben, möchten wir etwas zu den Vorbereitungen schreiben.

Es gibt vielfältige Ideen unter dem Stichwort „Gesundheitstag“, uns war es wichtig Angebote auszuwählen, die für unsere Mitarbeiter attraktiv sind. Bei Gesprächen in einzelnen Bereichen fragten wir, was sich Mitarbeiter wünschen würden. Aus dem Katharina von Bora-Haus kam der Wunsch nach Tanzen und Massagen. Die Reaktionen der befragten Mitarbeiter waren sehr positiv und interessiert.

Gut, was davon ist realisierbar und wie? Welcher Tag ist günstig? Wer kann uns unterstützen und was kostet das alles? Räumlichkeiten sind vorhanden. Könnten wir diese für einen solchen Tag nutzen? Wer kann Kurse anbieten? Wen können wir ansprechen? Wie viele Mitarbeiter könnten wir maximal an den

Kursen teilnehmen lassen? Mit diesen Fragen beschäftigten wir uns als MAV viele Wochen.

Zunächst gab es Gespräche mit Frau Rabe zur Nutzung der Räumlichkeiten der Burgdorf-Schule und mit Herrn Spohn zur Versorgung an diesem Tag. Unsere Vorschläge kamen gut an und die Unterstützung wurde uns zugesichert. Herr Gesche, ein MAV-Kollege, kann selbst einen Kurs anbieten, denn er ist Thai-Chi Kursleiter. Wir nahmen Kontakt zu Frau Bleck auf, die einige schon aus Zumba-Kursen kannten, sie sagte uns gern zu. Frau Armbröster ist mit Ihrem Angebot der Klangschalenentspannung in unserer Einrichtung schon tätig. Wie Sie vielleicht wissen, befindet sich gar nicht weit von unserer Einrichtung die Praxis Thiam, die dort angewendete Thaimassage kann durch eine Kurzmassage von Kopf-Schulter-Rücken Wohlbefinden auslösen. Frau Falk ist bereit, mit Ihren Kolleginnen an diesem Tag für die Mitarbeiter/innen der Samariteranstalten diese Massage anzubieten.

Wenn wir es schaffen, viele Mitarbeiter zu motivieren an diesem Tag die Angebote zu nutzen und der Gesundheitstag eine positive Resonanz findet, dann könnte der Gesundheitstag zu einer Tradition in den Samariteranstalten werden. Die Kosten für die Kursleiter, die Massagen und die Verpflegung übernehmen die Samariteranstalten, Sie als Mitarbeiter bringen Ihre Zeit ein.

Das Ziel des Gesundheitstages soll es sein, den Mitarbeitern/innen verschiedene Angebote zur Förderung und Erhaltung der Gesundheit vorzustellen, und bei Interesse der Mitarbeiter/innen, zielgruppenbezogene Angebote im Rahmen der betrieblichen Gesundheitsförderung weiterzuführen.

Die Vorbereitungen sind inzwischen abgeschlossen, nun sind wir als die Organisatoren sehr gespannt, wie Sie diesen Tag erleben.

■ **Birgit Kampczyk**



Gabriele Cramer (Mitarbeiterin li.) bei der Einschulung 2013

... Gabriele Cramer

Langjährige Mitarbeiterin der Samariteranstalten

Frau Cramer, diese Ausgabe der „Unterwegs“ erzählt Geschichte. Ihre Geschichte mit den Samariteranstalten erstreckt sich über viele, viele Jahre. Ich bin sehr gespannt auf Ihre Geschichte!

Ich bin selbst erstaunt, wie viele Jahre ich schon in den Samariteranstalten arbeite, geplant war das von mir eigentlich nicht. Ja in den 3 Ausbildungsjahren wollte ich fasst täglich gehen.

...dann werden Sie, Augenblick . . . 2018 Ihr 40jähriges Dienstjubiläum begehen. Das ist tatsächlich sehr selten. Oder wollen Sie noch jeden Tag gehen?

Heute habe ich natürlich einen ganz anderen Blick auf das Arbeitsleben, habe viele gute Erfahrungen gesammelt. Inzwischen bin ich auch in Fürstenwalde tief verwurzelt, etwa in der Kantorei, habe Freundschaften. In der Schule stimmt es mit der kollegialen Zusammenarbeit, man kann sich aufeinander verlassen. Ich sehe, wie Kinder mit unserer Unterstützung sich entwickeln, erlebe die Kontakte mit Eltern, sehe die Veränderungen in den Generationen. Das

ist schon spannend. So habe ich das 1978 nicht gesehen, nicht erwartet.

Sondern?

Gekommen bin ich aus purer Neugier. Ich kam aus Weimar, hatte dort Krankenschwester gelernt mit dem Ziel über die Leipziger Mission nach Lambarene zu gehen. Die Leipziger Mission wurde aber noch während meiner Ausbildungszeit geschlossen-Lambarene war somit ausgeträumt. Ich stolperte über einen Flyer vom Seminar für Psychiatriediakonie in Fürstenwalde. Das Ausbildungsprogramm war für DDR-Verhältnisse sehr, sehr spannend. Alleine der Fächerkanon aus pädagogischen, medizinischen, musischen, theologischen Unter-

richtsangeboten, wie etwa theologische Anthropologie – noch nie hatte ich davon gehört. Alles zusammen ein tolles Fundament, von dem ich bis heute zehre.

Hört sich nicht wirklich danach an, dass Sie gleich wieder weg wollten?!

1981 wollte ich gehen. Wirklich! Schließlich hatten wir in der Ausbildung gelernt: Es soll etwas anders werden. Und wir wollten etwas verändern! Ich wollte erst einmal zurück nach Thüringen. Bei der Suche nach einem geeigneten Heim wurde mir klar: Das waren alles sehr kleine Einrichtungen, irgendwo auf einem Dorf, meist weniger als 30 Bewohner, geleitet von einem Heimelternpaar. Dazu kam ein oder zwei Mitarbei-

Ich sehe, wie Kinder mit unserer Unterstützung sich entwickeln, erlebe die Kontakte mit Eltern, sehe die Veränderungen in den Generationen.

ter. Und die standen nun überhaupt nicht auf Psychiatriediakone! Als ich mir das angesehen habe, habe ich Panik bekommen. Wenn ich mögliche Veränderungen angesprochen habe, danach gefragt habe, war immer die gleiche Antwort: „Das geht bei uns nicht!“ Mir war dann sehr schnell klar: `Hier wirst Du zum Kaffeetrinker! Und wenn ich nach der Ausbildung eines nicht werden wollte, dann war das Kaffeetrinker!`

Für mich sehr spannend, Ihnen zuzuhören. Weil ich auch eine gute, Fundamente schaffende Ausbildung hatte und vor allem, weil auch wir angefangen haben, mit der Perspektive: Wir wollen etwas verändern. Das war übrigens fast dieselbe Zeit. Zurück zu Ihnen: Dann also doch lieber bei den Samis geblieben?

Ein Jahr wollte ich dann doch noch bleiben. Auf der sicheren „Insel“ mit vielen Gleichgesinnten mal ausprobieren, wie sich Verantwortung zu übernehmen anfühlt, als Mitarbeiter Erfahrung sammeln, den Traum vom perfekten Team ausprobieren. Diese Aufbruchsstimmung, das war ja durchaus von Pfarrer Matzke intendiert. Aus der Sicht als Mitarbeiter sah dann Vieles ganz anders aus. Der „Rollenwechsel“ war auch hier nicht einfach. Jedenfalls wurde ich Gruppenleiterin in Bethesda, in der Schmetterlingsgruppe.

Sie hatten doch sicher in der Ausbildung Praxis kennengelernt?

In den ersten beiden Jahren im Seminar wechselten sich zwei Wochen Praxis mit zwei Wochen Schule ab. In den zwei Praxiswochen wurden 95 Stunden gearbeitet, am Wochenende jeweils ein 12 Stundendienst. Das war gut, wir konnten Ausflüge machen, konnten einfach mehr mit den Bewohnern unternehmen. Schließlich hatten wir durch dieses System mehr Mitarbeiter, als vom Ministerium für Gesundheitswesen vorgesehen war. Und die Psychiatriediakone waren eben auch als Schüler zusammen. Im dritten Jahr dann hatten wir drei Wochen Praxis und eine Woche Schule.

Intensive Praxiserfahrung, umfassende theoretische Information, verbunden mit stetiger Reflexion . . .

. . . Was ja grundsätzlich bis heute so geblieben ist!

Nur sind Sie nicht mehr in Bethesda.

Das ist richtig. Zum Sammeln erster Mitarbeitererfahrungen gesellte sich zur glei-

chen Zeit privat auch das Sammeln von Erfahrungen einer alleinerziehenden Mutter. Schichtdienst war nicht mehr möglich und so bewarb ich mich auf eine Normaldienststelle und die gab es in der Arbeitstherapie oder der Sondertagesstätte. Als ich an einem Samstag in die Sauna kam erfuhr ich von Frau Dr. Stachatz und Frau Gehlsen, dass ich in der Tagesstätte anfangen kann. Die Beiden waren es auch, die mir die Bedeutung einer guten Elternarbeit vermittelt haben. Die Mitarbeit der Eltern war sehr wichtig, regelmäßig gab es konkrete Aufgaben die sie gemeinsam mit uns lösen sollten.

Spontan und zielführend!

Für uns ist das bis heute eine Gradwanderung, wie wir Eltern unterstützen können, ohne sie aus ihrer Verantwortung und Verpflichtung zu entlassen! Wenn es gut ist, dann ziehen Eltern und Schule an einem Strang. Angeregt, um das Wissen einer guten Elternarbeit habe ich eine Weiterbildung als Kommunikationstherapeutin absolviert. Wir wollen dieses Miteinander, arbeiten wir doch nur eine begrenzte Zeit mit den Kindern. Und ganz gewiss sollen die Eltern ihre wichtige Rolle behalten. Wenn es gut ist, finden wir gemeinsame Lösungen, entsprechend den jeweiligen Beobachtungen.

Wenn Sie dann in einem „perfekten Team“ arbeiten, dürfte eine Lösung leichter zu finden sein.

Die Arbeit in einem guten Team ist für mich nach wie vor sehr wichtig, ich muss meine Beobachtungen, Erfahrungen im Team austauschen können, absprechen, Ideen durchsprechen können und mich darauf verlassen das wir uns bei unseren abgesprochenen Zielen und Aufgaben auch einig sind.

Ich bin froh, dass die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen dafür sorgten, dass Menschen mit geistiger Behinderung eben auch ein Recht auf Bildung haben und nicht mehr wie zu DDR-Zeiten im Gesundheitswesen „geparkt“ werden. Viel hat sich seitdem verändert. Die Tagesstättenkinder besuchten seit Sommer 1991 unsere Förderschule zunächst im ehemaligen Klinikgebäude und ich freue mich noch heute darüber, dass ich dort inzwischen als Sonderpädagogin in einem gleichberechtigten Team arbeiten kann.

Inzwischen suche ich den klassisch geistig behinderten Menschen von damals fast vergeblich, auch die sogenannte klassische Familie ist kaum noch vertreten, stattdessen trifft man heute nahezu durchgängig auf Patchwork-Familien. Für uns sind das nicht nur neue Formen, sondern auch andere Aufgabenstellungen. Die wachsende Zahl der Schüler mit autistischer Spektrumsstörung stellt uns immer wieder vor neue Herausforderungen. Die Arbeit in der Schule fordert mich jeden Tag wieder neu aber ich habe auch jeden Tag so meine kleine Freude und so lange das so weiter geht, kann ich mich auch der Herausforderung stellen und bleiben.

Auf Dauer?

Nun ja, ein Leben lang an einem Ort bleiben habe ich mir immer langweilig vorgestellt, gibt es doch so viel zu entdecken. Für mich waren und sind die Jahre in der Samariteranstalt noch immer nicht langweilig. Ich kann selbstverantwortlich und kreativ arbeiten. Dank der guten Ausstattung unsere Schule mit Fachräumen und Material kann ich „meinen“ Schülern ein vielfältiges Angebot bieten. Sollte ich eines Tages Entscheidungen aus Gewissensgründen nicht mehr mittragen können, dann müsste ich gehen.

Hätten Sie ein Ziel?

Ich würde schon gerne die Unterstufenklasse, die ich momentan begleite bis zur Werkstufe unterrichten.

Auf dem Weg nach Lambarene über Weimar sind die Samariteranstalten keine schlechte Station, Frau Cramer. Auch wenn Sie nicht nach Lambarene gekommen sind, Ihre Haltung und Ihr Engagement wirkt hier. Das ist entscheidend! Dafür und für dieses Gespräch danke ich Ihnen sehr!

■ Paul-Gerhardt Voget



Gabriele Cramer (hinten 3 von links) bei der Einschulung 1991

Ostern ist Freude

Einweihung des Altarbildes am Ostersonntag

Ostern, das sind ein sonnätlicher Sonnenaufgang und eine farbenfrohe, bunte, zu neuem Leben erwachende Natur.

Ein fröhlich, gelb-orange-roter Hintergrund, ein kräftiges Grün und bunte Blumen bilden einen Garten. Inmitten dieser Farbenpracht befindet sich ein offenes Felsengrab. Der Stein, der die Tür zum Grab verschloss, scheint mit Wucht davon zu schießen. Ein „Jüngling“, vielmehr ein gewaltiger Engel ist herausgetreten. Er ist riesig, mit nacktem Oberkörper und es leuchtet sofort ein, dass sich die Frauen sehr erschrecken, als sie zum Grab kommen um den Leichnam zu salben.

Auf den zweiten Blick sieht man jedoch, dass der Engel freundlich lächelt, passend zu seinen Worten, die er an die Frauen richtet: „Entsetzt euch nicht! Jesus ist nicht hier. Er ist auferstanden.“ Welch eine Botschaft! Der, den sie eben noch betrauert haben, lebt!

Das Markusevangelium erzählt, dass Maria von Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus und Salome vor Schreck fliehen und niemandem etwas sagen würden. Aber diese drei Frauen lächeln den Betrachter an, als sie sich vom Grab und vom Engel abwenden. Der Frau ganz links sieht man am wehenden Kopftuch noch die Kraft dieser Nachricht an. Diese hier gemalten Frauen freuen sich schon, vielleicht weil Ronny Kellner, der Maler, gespürt hat: Ostern ist Freude! Die Frauen und Männer, die diese Altartafel bemalt haben, kennen schon die Botschaft der Auferstehung. Ostern, das ist pure Freude und Lust. Und so werden alle, die in der Osterzeit die Samariterkirche besuchen, es auf dem neuen Altar auch sehen und sich vielleicht davon berühren lassen können.

■ Christina Kampf



Die Hintergründe des Bildes wurden entworfen und gemalt von Jennifer Dunse und Sandra Reschke aus dem Haus Bethesda. Bei der Gestaltung auf dem Bild haben außerdem Christa Magnus und Ronny Kellner mitgewirkt. Die Bäume haben Barbara Möser und die Blumen Christina Gläser entworfen und gemalt. Das Felsengrab und die drei Frauen wurden von Ronny Kellner gemalt und der Engel ist ein Werk von Henry Hopf.

Die Redaktion wünscht allen Bewohnern, Mitarbeitern, Freunden und Partnern ein schönes Osterfest.